

Sehnsucht nach einer neuen Welt: das Nichts in meiner Biographie, in der Philosophie und in einer Stofftasche

## das Nichts



Master of Fine Arts | Major Arts in Public Spheres | StudioLab eco | Thesis | Remo Wiegand  
Bruchmattstrasse 28 | 6003 Luzern | [remo\\_wiegand@hotmail.com](mailto:remo_wiegand@hotmail.com) | [remowiegand.ch](http://remowiegand.ch)



# Inhalt

Vorwort.....	5
Prolog.....	6
das ursprüngliche Abschlussprojekt «Grünegg».....	6
das praktische Projekt: Die Stofftasche als Nichts .....	7
das Nichts: gekommen um zu bleiben .....	8
Spuren des Nichts .....	10
die Kunsthochschule .....	10
Ohnmacht .....	10
der Posthumanismus .....	11
die Werkstätten, das Material und die Sehnsucht nach Körperlichkeit.....	12
Depression: kein Nichts im Nichts .....	13
«Der Schrecken Gottes» als Trost.....	14
Aufstand gegen Gott.....	15
Umarmung des Leidens .....	16
abgründige Liebe .....	16
Simone Weil: Das Unglück als Gnade .....	17
nichts zu wollen .....	17
Gehorsam der Pflanzen.....	18
das Unglück und das Böse.....	18
Zwischenruf: das Nichts braucht Welt.....	19
Martin Heidegger: Das Nichts als Beweggrund der Eigentlichkeit.....	20
Die Geworfenheit des Menschen .....	20
Man macht Angst.....	21
Sein zum Tode.....	22
Schritte mit dem Nichts .....	24
Trauer .....	24
Sehnsucht nach Fernost.....	25
weniger Ich, mehr Welt .....	26
Epilog .....	27
Nähen und Gehen.....	27
Literaturverzeichnis .....	28
Anhang.....	29
Tagebuch-Notizen.....	29
Abschiedsbrief Master-Studium .....	37
Wie man lernt, Ferkel zu sezieren.....	39



## Vorwort

Wir kommen aus dem Nichts, gehen ins Nichts, dazwischen erfahren wir Zeiten der Leere, Ohnmacht, Trauer, Angst, Depression. Das Nichts hat viele Namen. Wie immer es konkret heisst, es reisst uns aus dem Alltag heraus, zieht in einen Abgrund, wo nichts mehr hält. Wir aber wollen leben, die Gefahr bannen, den Abgrund zuschütten. Verdrängen ist hilfreich und möglich, wir sind Meister darin - ich kann es schlecht. Ich musste das Nichts annehmen, zu stark drängte es sich mir auf. So dokumentiere ich es, gleiche es mit Nichtsen aus der Literatur ab, versuche ihm etwas abzutrotzen, was Leben verheissen könnte. Davon handelt diese Arbeit.

Im Licht des Nichts geht es hier mehr um Gott als um Kunst. Konkrete Kunstwerke kommen wenig vor. Das irritiert, auch mich. Ich wünschte es mir anders. Gerne käme ich manchmal von diesem Gott los. Vormalig war für mich die Kunst ein Kommunikationsmittel mit dem Übersinnlichen, ein Vehikel, um das Unsichtbare sichtbar zu machen. Jetzt erscheint mir die Kunst leer. Stattdessen hat sich das Nichts Gott zur Seite gestellt.<sup>1</sup> Dieses muss ich nun zuerst befragen, wo denn Gott geblieben sei, und wo die Kunst. Es geht hier also um die biographischen und philosophischen Bedingungen der Möglichkeit, die Welt und die Kunst neu wahrzunehmen.

Das Schreiben war wohltuend, nicht zuletzt, um eine technisch-kalte Krankheitsdiagnose in einen erweiterten, existentiellen Kontext zu stellen. Das relativiert die Diagnose, macht aus einem Patienten einen Menschen. Gleichzeitig gab es auch in und mit dieser Arbeit immer wieder Krisen. Dann half mitunter das Schreiben selbst, gerade das Tagebuch im Anhang mit zusätzlichen Alltags-Widerfahrnissen, die den Haupttext tagebuchartig spiegeln. Und dann half Meditation: Sie war eine ständige Begleiterin des Schreib- und Nähprozesses. Meist folgte ich einem eigenen Dreischritt, den ich mir aus einem Traumaheilungs-Buch zusammengeschustert hatte: Zuerst langsam die Dinge im Raum betrachten, dann bewusst auf dem Boden liegen, schliesslich einen Punkt fixieren und sich mit den Augen in die Unschärfe des Sichtfelds nach aussen bewegen. Meditierend konnte ich mich oft in die Wirklichkeit und Ruhe zurückbewegen.

Ich danke meiner Frau Julia Wilson, dass sie mich mit meinem Nichts aushält. Ich liebe dich. Ich danke Freunden, die sich regelmässig für ein Thema zu öffnen bereit sind, das fremd und bedrohlich wirken kann, namentlich Benjamin Heller, Benjamin Ledergerber, Livio Lazzaro, Andreas Schönborn. Meinem Mentor Peter Spillmann verdanke ich den wertvollen, geduldig wiederkehrenden Hinweis, den Master-Abschluss mehr als Prozess zu sehen und weniger auf das Schlussresultat fixiert zu sein. Ein ganz besonderer Dank geht an meinen geistlichen Begleiter Hansueli Hauenstein, der für mich irgendwie sinnigerweise zuletzt als Gefängnispfarrer arbeitete. Ohne Sie gäbe es diese Arbeit nicht, ohne Sie hätte ich das Studium vor wenigen Wochen abgebrochen. Dass ich Ihr Interesse und Ihre Zuneigung spüren darf, ist ein Geschenk.

*Luzern, 16. April 2026*

---

<sup>1</sup> Welte 45

## Prolog

Ich putze nach dem Abendunterricht an meiner Deutschschule den Flip-Chart. Auf Youtube höre ich Ennio Morricones Filmmusik zu «Malèna», in dem der 13-jährige Renato eine schöne, unerreichbare Frau begehrt. Das verträumte Städtchen Castelcutò in den nostalgischen Retro-Bildern, die melancholische Musik und die unstillbare Begierde des Jungen machen mich traurig. Ich wähne mich selbst wie in einem Film, in diesem leeren Klassenzimmer, mit dem Putztuch in der Hand, abgekämpft, allein. Ich kämpfe mich desillusioniert weiter durchs Leben, unterrichte, kaufe ein, gehe ins TaiChi, schreibe. Darüber hinaus ist alles leer. Ich weiss nicht, was ich noch tun könnte, um Lebensenergie, Freiheit und Kreativität wiederzuerlangen, zu einem Glauben an mich selbst, an die Welt und an die Zukunft zurückzufinden. Wenn ich mich von aussen betrachte, sehe ich mich als traurigen Narren eine gute Filmfigur abgeben. Der Gedanke tröstet.

Diese Welt ist ohne Wert, ohne Bedeutung. Lange lebte ich im Sinnhorizont eines Gottes. Er, der mir vor 27 Jahren ziemlich aus dem Nichts heraus begegnete, als ich als Volontär bei «TeleBasel» mit Nervositätsanfällen vor der Kamera zu kämpfen hatte. Ich fragte eine Mitmoderatorin, ob sie Ähnliches kenne und was sie dann tue. Sie sagte: «Beten». Bäämmm! Betend war ich nicht mehr allein mit meiner Angst, die während den Live-Sendungen nach wie vor den Hals hochkroch, dann aber von einem wachsenden Vertrauen an diesen Gott abgefangen wurde. Jetzt machte alles Sinn! Alles war eins! Ich war geliebt! Die Welt war schön, und ich hatte einen Auftrag: Diesen Gott (und mich?) zu verkünden, der dies ermöglicht hatte, lange Zeit schreibend als Journalist, dann als Performance-Künstler.

Fast gleichzeitig betrat das Nichts mein Leben: Schwere Depressionen verdunkelten das Dasein, entstellten die Erfahrung von davor in ihr Gegenteil: Nichts machte mehr Sinn, alles war dunkel, vereinzelte Materie, ich war verloren. Bis heute war ich achtmal rund drei bis vier Monate im Gefängnis einer Depression, fünfmal ging ich in eine Klinik, weil ich es zuhause nicht mehr aushielt und laufend an Selbstmord dachte. Ich wurde als bipolar diagnostiziert (Typ II: schwere Depressionen, leichte Hypomanien). Es folgten, nebst durchschnittlichen Zeiten, jene mit viel Energie, ausgeprägter Sensibilität und Kreativität. Meine kleinen und grossen Ideen sind mir Antrieb, die Realität um mich herum zu gestalten: Auf dem Höhepunkt meiner aktionskünstlerischen Aktivitäten versuche ich in der Corona-Zeit mit Freunden ein blaues Band vom Luzerner Südpol zum sechs Kilometer entfernten Nordpol zu verlegen, und so die Welt über ein Grenzband hinweg zu verbinden – faktisch erfolglos, aber als verrückte Gemeinschaftsaktion unvergessen. Es ist dies eine Zeit, in der ich auf dem Grund der festen Überzeugung stehe, die Phasen der Ohnmacht erfolgreich integriert und sinnhaft transformiert zu haben: in Kunst.

das ursprüngliche Abschlussprojekt «Grünegg»

2024, nachdem mein Vater gestorben war, setze ich nach jahrelanger Stabilität das Medikament Lithium ab. Die folgende Zeit ist emotional intensiv: Ich fühle mich erstmals beheimatet

in einem künstlerischen Umfeld. Ich weine schamlos vor Freunden, in Trauer über das Schicksal des ukrainischen Volkes. In einer Andacht der Religionsgemeinschaft der Quäker, der ich mich mittlerweile verbunden fühle, fahre ich einer Frau scharf ins Wort, die Trump verteidigt hatte. An der Kunsthochschule lache ich mir ein Abschlussprojekt an, das Gott ein ganz besonderes Denkmal setzen soll: Im Projekt «Grünegg» will ich ein Hochhaus in Bewegung setzen. Das Hochhaus liegt in Sichtweite des Südpols, Standort der Abschlussausstellung, an einem Berghang, Mit Hilfe der Bewohnenden, die ich zum Teil bereits kennenlerne, soll sich das Haus irgendwie sichtbar verschieben. «Denn wahrlich, ich sage euch: Wenn ihr Glauben habt wie ein Senfkorn, so könnt ihr sagen zu diesem Berge: Heb dich dorthin!, so wird er sich heben; und euch wird nichts unmöglich sein.» (Mt 17,21) Mein bergeversetzender Glaube führte mich nach St. Urban.

Mich berührt es heute noch, wenn ich an das Projekt denke. Ich spüre die Kraft des biblischen Appells wie eine verblasste Erinnerung an eine Ferienreise nach Castelcutò. Doch die Realität ist eine andere: Ich kann keine Kunst mehr machen wie zuvor. Der Glaube, die Inspiration, die geistigen Kräfte, ein Konzept gegen Widerstände durchzuziehen (zuvor schon nicht leicht), fehlen nun komplett. Ich bin desillusioniert, enttäuscht von der Kunst, die zuvor meine Form des Gebets war und jetzt hohl und leer geworden ist. Was hingegen noch geht, ist handwerkliches Tun. Noch in jeder Krise erschallte der Ruf nach Arbeit mit den Händen, nach Materie und nach Erdung. Ich hatte mir den Kopf am Himmelsdach angestossen, der Geist und seine komplexen Konzepte waren schmerzhaft verstummt. Was blieb, waren die Endlichkeit von Körper und Materie.

Martin Heidegger schreibt davon, wie Menschen mit «Zeug», mit Werkzeug, Spielzeug oder Nähzeug, in Verbindung zur Welt treten. Auf eine eigene Weise: Die geübte Hand sehe mit einem Hammer schneller und feiner als Auge und Hirn, Arbeitende kommen dem Da-Sein damit oft näher als Theoretiker.<sup>2</sup> Spuren dieser zwar desillusionierten, aber durchaus sorgloseren Weltzugewandtheit erlebe ich, wenn ich an der Nähmaschine arbeite. Davor führten mich meine Krisen auf Bauernhöfe, zu Schnuppertagen mit einem Holzbauer oder in die Holzwerkstatt einer Klinik, und auch zum Stricken und Nähen. Dabei erlebte ich eine Welt, die noch bestand, die sinnlich war, an deren Grenzen man sich festhalten konnte. Und zugleich musste ich regelmäßig enttäuscht feststellen, dass meine Hand alles andere als geübt war und für jeden zweiten Arbeitsschritt Unterstützung und Begleitung brauchte.

das praktische Projekt: Die Stofftasche als Nichts

In diesem «Geist» ist eine Stofftasche für einen Einkaufstrolley entstanden. Letzteren habe ich mit der Hilfe von Benno Affolter bereits 2023, in einer ersten Auszeit vom Master-Studiengang, gebaut und dann meiner Frau Julia geschenkt. Die Tasche habe ich mit Unterstützung von Brigitte Fries zwischen Herbst 2025 und Frühjahr 2026 genäht. Auf beide Teile bin ich ein wenig stolz. Sie sind meinen zwei linken Händen abgetrotzt, bergen neben manchen Fehlern auch

---

<sup>2</sup> vgl. Heidegger 145-146

Freuden von Tun und Gelingen, und sie sind Ausdruck meines selbstsorgenden Versuchs, einer regelmässigen Zerrissenheit zwischen materiellen und geistigen Welten etwas entgegenzuhalten: Trolley und Tasche sind die stoffgewordene Sehnsucht nach einer Balance zwischen Erde und Himmel.

Was die Stofftasche nicht ist: Sie ist keine Kunst. Künstlerisch ist sie ein Nichts. In einem Umfeld, in dem komplexe, witzige, abstrakte, sich transzendierende, vielleicht auch fragwürdige Kunstwerke entstehen, wäre es absurd, mit dieser Tasche den Anspruch von Kunst zu erheben. Sie ist noch nicht einmal richtige Gebrauchskunst, dafür geht ihr die handwerkliche Präzision ab. Wer immer versuchen würde, die Tasche als Kunst zu bezeichnen: Ich würde es nicht hören, nicht annehmen. Jeder Applaus für die Tasche an der Master-Abschlussausstellung wäre falsch. Gleichwohl wird der ausbleibende Applaus wehtun. Er repräsentiert die Leerstelle und meinen Schmerz, aus dem heraus diese Tasche entstanden ist. Wenn es einen Weg gibt, dieser Tasche künstlerisches Leben einzuhauchen, dann führt er über das Nichts. Diesen Weg möchte ich in dieser Arbeit beschreiten.

Meine Fragen lauten also: Kann dieser Tasche als Nichts ein Wert zugesprochen werden? Was ist dieses Nichts, das mich seit Jahren so treu begleitet? Wie erscheint es biographisch, was sagen mir Werke aus Theologie und Philosophie dazu?

das Nichts: gekommen um zu bleiben

Ich starre auf den Bildschirm, die Gedanken fahren Karussell. Wenn ich den bisher verfassten Text überfliege, sinkt mein Selbstbewusstsein sogleich wieder. Diese vielen Klinikaufenthalte, die Hochstimmungen dazwischen, ich erscheine mir selbst als ein hoffnungsloser Fall, ein unheilbar Kranker, gefangen in der gnadenlos fixierenden Diagnostik der Psychiatrie. Ich fühle mich stigmatisiert, trage den Stempel der Bipolaren Störung, durch dessen Linse sich alle meine Handlungen erklären lassen.

Dabei weiss ich, dass ich darüber hinaus Mensch bin, Mensch bleibe und Mensch werde.<sup>3</sup> Ich sehe es in den wohlwollenden Blicken und urteilsfreien Reaktionen von Freunden. Ich sehe, dass ich selber sehe und wahrnehme, und in diesem Sehen und Wahrnehmen, zum Beispiel beim Meditieren, nehme ich wiederum mich wahr, einen lebendigen und empfindsamen Menschen. Lange half mir mein tiefer Glaube, ein gefühlter Zuspruch Gottes, dass mein Selbstvertrauen hielt: Ja, ich hatte diese Krisen, ja, ich verbrachte eine wesentliche Zeit meines Lebens in psychiatrischen Kliniken, aber nein, diese Zeit dominierte nicht meine Identität, denn ja, ich hatte die Botschaft verstanden und in mein Leben integriert. Dieser Gott, der das Nichts ein-sackt, ist nicht mehr da. Das produziert eine latente Unsicherheit, jederzeit einen Berghang ins Nichts hinunterzustürzen, gerade wenn ich mit zu viel Lebendigkeit und Veränderungen konfrontiert bin.

---

<sup>3</sup> «Diagnosen seien antiliterarisch, schreibt Roland Barthes in *Mythen des Alltags*. Die Sprache der Wissenschaft spart jedes Rausches aus, sie erlaubt keine Ambivalenz, keine Poesie, keine Brücke zwischen Wahrnehmung und Realität.» (Wald)

Das Nichts als Teil meines Lebens ist gekommen, um zu bleiben. Ich möchte, statt auf es hinunterzufallen, zu ihm stehen, es anschauen und annehmen. Das ist harte Arbeit. Denn das Nichts kann gnadenlos gefangen nehmen und zerstörerisch lähmen. Es ist erst eine Woche her, dass ich (wieder einmal) kurz davorstand, das Kunststudium vollständig abzubrechen. Zuvor hatte ich über Wochen tagebuchartige, assoziative Notizen während meiner Näharbeit gemacht, die ich einst irgendwie zur Theorie-Arbeit umwandeln wollte. Nun musste ich feststellen, dass ich mich nicht nur um die Vorgaben an eine Theorie-Arbeit foutiert hatte, sondern die ganzen Texte, so erfrischend sie zum Schreiben gewesen waren, so maximal sprunghaft und leserunfreundlich verfasst hatte, dass sie als Arbeit, die gelesen und zumindest teilweise verstanden werden wollte, nichts taugte. Ich hatte schreibend «Versteckis» gespielt und meiner Mitwelt die Zunge rausgestreckt, nicht zuletzt meinen Mitstudierenden. Diesen sollte ich am Nachmittag im «Forum» an der Hochschule in Emmenbrücke wieder begegnen; es ging darum, den gemeinsamen Abschluss zu organisieren. Ich fühlte mich als soziales Nichts, schämte mich vor den Anderen. Ihre imaginierten Gesichter widerspiegelten meine Angst, meine Höhle zu verlassen und mich zu zeigen. Mit was? Eben, mit Nichts. Zum Glück traf ich vor dem nachmittäglichen «Forum» am Vormittag meinen geistlichen Begleiter. Sein gutes Zureden hinderte mich daran, alles hinzuschmeissen. Ich ging hin; Stand heute, neun Tage später, bin ich noch an Bord des Studiums mit Kurs auf den Abschluss.

Das Nichts treibt seltsame, panische Blüten. Die Kunst besteht darin, es gleichzeitig bei sich und dann auf Abstand zu halten, wenn es alles für sich reklamiert. Es sorgend anzunehmen und mit ihm Schritte ins Etwas zu gehen. Diesen Versuch unternehme ich mit dieser Arbeit. Die Zeit dafür ist reif, der Kairos ist jetzt<sup>4</sup>: Denn zum einen kenne ich erstmals seit rund einem Jahr eine längere Zeit, in der ein konstantes Gefühl des Nichts nicht aus meinem Leben weicht.<sup>5</sup> Gleichzeitig bin ich fähig, mich zu beobachten und meine Empfindungen aus einer Distanz heraus zu beschreiben und zu hinterfragen. Das ist nicht selbstverständlich, ansonsten war ich dem Nichts immer entweder zu nah oder zu fern. Jetzt trage ich es wie ein Gewand, wie eine zweite Haut, und betrachte mich damit im Spiegel. Dazu kommt, dass ich grundsätzlich so konstituiert bin, dass ich die Dinge sehen und verstehen will, die mir widerfahren. Ich kann schlecht verdrängen oder mich auch nur auf Ziele fokussieren, deren Erreichen das Ignorieren von Störfaktoren verlangt. So liegt es nahe, dem Nichts als grösstmöglichem, existentiellen Störfaktor von Allem auf den Grund zu gehen und ihm Gehör zu verschaffen.

---

<sup>4</sup> <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Kairos&oldid=257614928>, abgerufen am 13.3.2026

<sup>5</sup> Ob ich möglicherweise das Nichts selber nicht gehen lasse? Das Nichts aktiv zum Bleiben herausfordere? Natürlich gefällt der Gedanke, dass ich willentlich einen Einfluss auf die Präsenz des Nichts hätte. Doch das bleibt Spekulation. Tatsache ist, dass ich mich aktiv mit etwas auseinandersetze, dessen Dasein mir vorausgeht. Anders gesagt: Ich stürze mich ins Nichts, weil meine sonstigen Interessen nicht mehr greifbar sind: Das Interesse fehlt, um Zeitungsartikel zu schreiben, die Ideen für Performance-Projekte sind versiegt. Alles hat keinen Wert mehr, ist kalt und grau.

## Spuren des Nichts

### die Kunsthochschule

Ich kenne das Nichts nicht nur aus Depressionen. Es gab sich mir auch in Zeiten der relativen Lebensfülle regelmässig zu erkennen, sei es als störende Erinnerung oder lästige Vorahnung, als verstörende und gleichsam anziehende Sehnsucht. An der Kunsthochschule begegnete mir das Nichts seit Beginn des Studiums in frappanter Regelmässigkeit.

Das Studium erschien mir von Anfang an chaotisch. Viele Veranstaltungen hatten eine kaum nachvollziehbare Struktur. Zeitpläne existierten nicht oder wurden nicht eingehalten. Der Informationsfluss lief schleppend, der Zugang zu Dozierenden funktionierte informell. Künstlerisch war alles möglich, nachvollziehbare Kriterien, die Kunstprojekte formal und inhaltlich kritisch analysierten, waren kaum vorhanden. Alles war gut. Wenn es ein Kriterium gab, dann am ehesten jenes, dass es mit allen Regeln der Kunst brechen sollte. All das lief meinem Verständnis der Struktur eines Studiums entgegen, wie ich es von meinem Theologie-Studium erinnerte und zurücksehnte. Ich war überfordert, fühlte mich halt- und orientierungslos in einer Anti-Schule, die dem kreativen Chaos und der Hierarchiefreiheit huldigte. Gerade weil auch mein aktionskünstlerisches Schaffen liebend gerne an festgefühten Ordnungen ritzte, sehnte ich mich an der Kunsthochschule nach einer geordneteren Welt, einem sicheren Heimathafen für Ausfahrten ins Unwegsame. Hier aber schien inmitten der Stürme, die intime und exzentrische Kunstwelten auslösen, zu gelten: Halte sich, wer kann! Ich fühlte, wie ich darin unterging.

### *Ohnmacht*

Im zweiten Jahr meines Studiums fiel mir ein Buch über die existentielle Erfahrung der Ohnmacht in die Hände, das mich sofort packte. Ich kannte den Verfasser des Buchs, Lukas Fries-Schmid, als Seelsorger und Co-Leiter des Sonnenhügels in Schüpfheim, wo ich in einer depressiven Episode mehrere Wochen Zuflucht gefunden hatte. Lukas rief mir die Zeit der Ohnmacht schlagartig wieder in Erinnerung. Ohnmacht sei normal, gehöre zum Leben, ja sei das Leben. In Geburt und Tod, in der Liebe und im Leiden gehe es im Kern immer wieder darum, von Kontrolle abzulassen. «Ohnmacht entsteht, wo ich meine, mich gegen irgendeine Situation mit Macht auflehnen zu müssen», führt Lukas aus. «Weil ich glaube, die Situation, in der ich mich vorfinde, stehe dem Leben und meinen Interessen entgegen.»<sup>6</sup> Leiden sei eine bittere Realität. «Bei allem Tragischen ist es unsere Aufgabe, das unabänderliche Leiden, den unausweichlichen Rest der Ohnmacht, nicht zu verdrängen, nicht zu übertünchen, nicht mit Aktivismus zuzudecken – nicht zu helfen.»<sup>7</sup>

Lukas Fries-Schmid adressiert sein Buch in erster Linie an das Heer der «hilflosen Helfer», die auf die Ohnmacht anderer instinktiv mit Ratschlägen und Lösungsvorschlägen reagieren. Das

---

<sup>6</sup> Fries-Schmid 110

<sup>7</sup> Fries-Schmid 85

aber sei eine Form der Verdrängung, so würden wir Menschen in Not durch gutgemeintes, aber machtvolles Helfen auf Distanz halten. Dabei suchten Leidende ein gemeinsames Aushalten, also Beziehung statt Macht: «Wer bin ich, woher komme ich und wohin gehe ich – mit diesen grossen Fragen des Lebens konfrontiert mich die Person, die bei mir Hilfe sucht. Es bleibt aber nicht dabei, dass es ihre Fragen sind, sondern es sind auch meine. Es sind Lebensfragen, die jede Person angehen.»<sup>8</sup>

Lukas' Buch inspiriert mich zu einem Referat in einem Seminar, in dem ich es für die Kunst («Ohnmacht als Methode der Kunst») fruchtbar zu machen versuche. Wenn ich meine Notizen von damals lese und meine Erinnerungen durchforste, fällt mir auf, dass Gott darin ziemlich rasch und häufig auftaucht. Heute würde ich sagen: Da war ein bisschen viel Gott. Die eigene Erfahrung der Ohnmacht hatte einer Heilsüberzeugung Platz gemacht, die ich mir im Durchgang durch mein Leiden erarbeitet und verdient hatte. Gott hielt die Angst vor dem abermaligen Fall ins Nichts auf Distanz. Er entfernte mich aber, so sehe ich das heute, auch vor der fremd anmutenden Kunsthochschule. Denn mit meinem Gott hievte ich mich auf eine Position des (Geheim-)Wissenden und Erfahrenen, auf eine - der Ohnmacht entsprungenen - Machtposition, mittels der ich die Mitstudierenden auf Abstand hielt. Heuer kommt mir im Untertitel von Lukas-Fries Schmid's Buch vor allem das Wort «Geheimnis» entgegen. Damals schien ich Gott gefunden zu haben. Das Geheimnis war gelüftet, das eigene Unwissen und das Nichts gebändigt.

### *der Posthumanismus*

An der Kunsthochschule war alles im Fluss, alles relativ. Klassische Denkschulen in der Tradition der Aufklärung oder ethische Postulate waren verpönt, auch die Suche danach schien überholt. Der hier populäre Posthumanismus kritisierte die ganze europäische Geistesgeschichte: Der Mensch der westlichen Hemisphäre hatte durch seine universalen, moralischen Vorstellungen das Böse in der Welt bewirkt. Freiheitsrechte seien nichts anderes als Herrschaftsinstrumente der Mächtigen. So litten frühere Kolonien ebenso wie die Natur unter der humanen Hybris. Jetzt gelte es, Hierarchien abzubauen und sich als Teil eines Kontinuums mit dem gesamten Ökosystem zu verstehen. «Der Posthumanismus versucht ein Bild einer Zukunft zu zeichnen, in der es keine Grenzen mehr gibt.»<sup>9</sup>

Mir erschien der Posthumanismus als eine Form menschlicher Selbstverneinung.<sup>10</sup> Seine entgrenzte Vision, die mit fröhlichem Gleichmut daherkam, bedrohte mich in meinem Selbstverständnis. Ich suchte demgegenüber ja eben gerade nach Orientierung, nach Halt, nach Grenzen. So bewegte ich mich durch die Gänge der Kunsthochschule, vorbei an bunt-chaotischen Gemeinschaftsateliers und genderneutralen Toiletten, und fand die Werkstätten. Eine neue Welt ging mir auf: Technik und Werkzeuge, Material und Maschinen faszinierten mich ebenso, wie

---

<sup>8</sup> Lukas Fries-Schmid 42

<sup>9</sup> <https://www.zeit.de/2022/34/posthumanismus-menschheit-zukunft-philosophie/seite-2>, abgerufen am 17.04.2026

<sup>10</sup> vgl. Eichel

sie mich in ihrer Fremdheit abschreckten.<sup>11</sup> Hier herrschte jedenfalls kein Anything-Goes, es gab Regeln und zweckdienliche Abläufe. Ich experimentierte unter anderem in der Textilwerkstatt, färbte und nähte eine neue Luzerner Fahne in blau und grün.

### *die Werkstätten, das Material und die Sehnsucht nach Körperlichkeit*

2022 besuchte ich das Zweiwochen-Modul «Kunststoff Formenbau». Die Welt der chemisch-physikalischen Logik und der gestalterischen Präzision war wirklich nicht meine. Zwischen Gipsnegativen, Epoxidharz und Trennmitteln durchlebte ich intensive Tage. Überforderung und Selbstzweifel wechselten ab mit Momenten der Euphorie über die handgreifliche Magie des Materials. Ich fühlte mich wie ein Held in einem Märchen, der Prüfungen bestehen musste und Gefahren trotzte, letztlich erfolgreich. 2023 machte ich den Kurs noch einmal. Anfangs profitierte ich davon, dass ich die Grundbegriffe und -kniffe schon kannte. Dann wollte ich ausbrechen, ausprobieren, wie die Cracks kreativ sein, statt nur Bedienungsanleitungen zu folgen. Ich überschätzte mein Können und scheiterte krachend an meinen Ansprüchen. Auf ungeschickte, «provisorische»<sup>12</sup> Art modellierte ich eine Aliens-artige Figur, hässlich wie ein gerupftes Huhn. Bei der Abschlusspräsentation bekannte ich zerknirscht: «Ich begehre dieses Material, aber ich kriege es nicht zu fassen.»<sup>13</sup> Die Werkstätten, der letzte Hort eines Sinngefühls an der Kunsthochschule, lösten nach dieser Erfahrung Widerstand aus. Ich war wie gelähmt, drohte im Nichts zu verschwinden. Für das kommende Jahr liess ich mich vom Studium beurlauben.

Vor wenigen Monaten stiess ich auf den Namen von Renée Good. Sie wurde am 7. Januar dieses Jahres in Minneapolis von einem Beamten der amerikanischen Einwanderungsbehörde ICE erschossen. Entsetzt las ich über ihr Leben, erfuhr, dass sie Dichterin war.<sup>14</sup> In ihrem preisgekrönten Gedicht «Wie man lernt, Ferkel zu sezieren» betrauert sie den Verlust ihres christlichen Glaubens: «i've donated bibles to thrift stores / (mashed them in plastic trash bags with an acidic himalayan salt lamp – / the post-baptism bibles, the ones plucked from street corners from the meaty hands of zealots, the dumbed-down, easy-to-read, parasitic kind)»<sup>15</sup>. Good wacht in einer Welt körperlich-biologischer Nüchternheit auf, wo «Ribosom» und «Milchsäure» den Ton angeben. Dann schreibt sie: «maybe there in-between my pancreas & large intestine is

---

<sup>11</sup> vgl. Otto 36 f.

<sup>12</sup> «Sei nicht immer so provisorisch», hörte ich als Kind gerne von meiner Mutter, wenn sie kritisierte, dass ich einen Auftrag schludrig ausgeführt hätte.

<sup>13</sup> <https://www.notion.so/7859bba6cd104602ab012c5c2e5c540c?v=6bc20353699848c7aa027e5c111d7e06>, abgerufen am 20.03.2026

<sup>14</sup> vgl. Lehmkuhl, Tobias: Wer Renée Nicole Good war. Und wieder geschah es in Minneapolis, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 13.01.2026; online abgerufen am 23.01.2026

<sup>15</sup> «Ich habe Bibeln an Secondhandläden gespendet / (sie in Plastikmüllsäcken mit einer säurehaltigen Himalaya-Salzlampe zermalmt – / die Bibeln nach der Taufe, jene, die an Strassenecken aus den fleischigen Händen von Eiferern gerissen wurden, die vereinfachten, leicht lesbaren, parasitären Exemplare)», <https://poets.org/2020-on-learning-to-dissect-fetal-pigs>, abgerufen am 20.03.2026, übersetzt mit deepl.com (ganzes Gedicht im Anhang)

the piddly brook of my soul.»<sup>16</sup> Ungläubig staunend flogen mir die Worte über Goods Innereien entgegen. Sie füllte mir die Poesie, wo Worte der Stille Gottes entspringen<sup>17</sup>, mit einer so drastischen Körperlichkeit, dass sich Himmel und Erde für einen Moment verbanden. Jetzt war ihr Körper zerschossen und ihre Stimme zum Schweigen gebracht worden. Damit waren ihre Bauchspeicheldrüse und ihr Dickdarm für mich unsterblich geworden. Good ist eine Märtyrerin, die im Tod, im Nichts dem Körper neues Leben einhauchte. Ich stellte mir vor, wie ihre Bauchspeicheldrüse und ihr Dickdarm in einer Vitrine ausgestellt würden: Ich würde nach Minneapolis pilgern und sie als heilig verehren. Die katholische Praxis der Reliquienverehrung bekam für mich durch Renée Good neuen Sinn.

Auch im Umgang mit Werkstoffen hatte ich gespürt, wie mich in der Körperlichkeit die Vergänglichkeit, das potentielle Nichts der Materie tief berührten. Hier fühlte ich mich zuhause, an dieser Grenze wollte ich sein - ohne darin unterzugehen. Anfangs hielt ich dem Sog der Überforderung stand, dann verschlang sie mich. Womöglich wollte ich das Material wie ein Kind eher bewundernd beobachten als es nutzbringend verarbeiten. Hier aber ging es um Tun als Form der Aneignung und Beherrschung. Und hier, an der Schwelle zur Kunst, begann ich zusammenzusacken: Die Mischung aus meiner Langsamkeit, zu hohen eigenen Ansprüchen und Vergleichen, mit denen ich auch zwischenmenschlich Mauern baute, waren zu viel. Das Material wurde zum Inbegriff einer unbegreiflichen Welt, zum Ausdruck meiner Angst vor dem Leben.

Im Jahr darauf machte ich abseits der Kunsthochschule handwerkliche Erfahrungen: Ich besuchte einen Nähkurs, baute unter Anleitung eines Werklehrers einen Einkaufstrolley aus Holz (woraus als Folgeaufgabe die Stofftasche hervorging, die ich für den Master-Abschluss nähte) und fertigte in einem Workshop ein eigenes Snowboard. Die Ergebnisse liessen sich sehen. Die Frage, ob ich das Studium fortsetzen würde, blieb lange offen. Warum mich wieder den Schwierigkeiten der Kunsthochschule aussetzen, wo ich mir doch gezeigt hatte, dass ich nebdran handwerkliche Freuden erleben konnte? Warum zurück an den Ort, wo nicht zuletzt der Vergleichsstress mit schnelleren, robusteren Handwerkern und Kunstschaffenden auf mich wartete? Ein Gespräch mit einem Freund im Februar 2024 brachte Gewissheit: Er meinte, dass womöglich meine Kämpfe im Umgang mit Material genau meine Kunst seien. Was, wenn ich sie bewusst zurück in die Hochschule trage und dokumentiere? Die Aussagen des Freundes rührten mich zu Tränen. Im Herbst 2024 stieg ich wieder ins Studium ein.

Depression: kein Nichts im Nichts

Als ich im Januar 2025 an der Kunsthochschule mein Abschlussprojekt «Grünegg» präsentieren wollte, war ich bereits seit zwei Wochen depressiv. Ich versuchte es noch mit einer Flucht nach vorn, wollte nun über das wohlbekannte Kellerloch schreiben, in das ich so rasch und gründ-

---

<sup>16</sup> «vielleicht ist dort zwischen meiner Bauchspeicheldrüse & dem Dickdarm der winzige Bach meiner Seele.»

(<https://poets.org/2020-on-learning-to-dissect-fetal-pigs>, abgerufen am 20.03.2026, übersetzt mit deepl.com (ganzes Gedicht im Anhang)

<sup>17</sup> Han 77

lich gefallen war. Mit einem Kraftakt sollte der Depression künstlerisch Land abgewonnen werden. Irgendwie erhoffte ich mir vom Coming-Out vor den Mitstudierenden auch eine kathartische Wirkung. Vor mir war Martha Kuphammer an der Reihe, sie präsentierte ein Projekt über Blockaden und das Scheitern.<sup>18</sup> Sie legt mir regelrecht den roten Teppich aus, ein Zufall, der mich hätte berühren können. Ich erinnere mich noch an die Nervosität, die ich nicht empfinde, sie ist eine dumpfe, ferne Erinnerung. Ich bin nicht anwesend. Ich staunte und staunte nicht, wie viele Lacher ich ertete, als ich meine strukturierte Herangehensweise beschrieb, die mich zum Entscheid für das Hochhausprojekt führte.<sup>19</sup> Dann wurde klar, dass meine Situation ernst war. Die Lacher wichen Besorgnis und Überforderung. Eine Mitstudierende deutete in der Fragerunde auch das wohlgeordnet erscheinende Hochhaus selbst als Ausdruck eines Strukturbedürfnisses, dem vielleicht Angst und ein übergrosses Sicherheitsverlangen zugrunde lägen. Ginge es darum, diese jetzt zu zähmen?

Vorerst sicher nicht. Im Nichts der Depression sah ich kein Land, sah ich auch kein Nichts mehr. Ich war im Nichts, ja war selbst das Nichts. Es ging nur noch um das nackte Überleben. Dafür brauchte ich den Schutz der Klinik. Erste Erinnerungsfetzen an das Existieren tauchen erst ab da wieder auf, als ich das Nichts wieder wahrzunehmen begann, indem ich in minimale Distanz zu ihm trat. Die Akzeptanz- und Commitment-Therapie (ACT) der Station für Depressionen und Stressfolgeerkrankungen in St. Urban half mir, einen gewissen Abstand zu meinen Gefühlen und Gedanken zurückzuerlangen, indem ich sie beobachtete und aufschrieb («Ich nehme wahr, dass ich Angst habe.» vs. «Ich habe Angst.»). Ein weiterer einfacher Kniff: Wenn man die Ängste mit der linken Hand notierte, wurden sie humorvoll weiter verfremdet. Mir gefiel, dass ACT die schwierigen Gefühle nicht negierte, aber darauf abzielte, dass wir nicht mit ihnen verschmelzen.<sup>20</sup> Die Therapie nahm Bezug auf buddhistisch-fernöstliche Philosophien, ebenso wie die Bewegungsmeditation, die die christliche Seelsorge in einem barocken Saal neben der Klosterkirche anbot: In einer Übung gelang es mir immer besser, Gegenstände im Raum als solche zu sehen, als Form und Farbe, Licht und Dunkelheit, statt sie als Verlängerung meiner nostalgischen oder zukunftsabweisenden Gefühle zu betrachten. Die Dinge evozierten eine Vergänglichkeit, die mich spiegelte, ohne dass ich in ihr versank. Kleine Inseln friedlicher Gleichmut entstanden. Damit liess sich leben.

«Der Schrecken Gottes» als Trost

Ausserhalb dieser Inseln blieb die Welt gefährlich. Sobald ich mit dem in Kontakt treten wollte, was über den Alltag hinausführte, das suchte, was mir vormals Transzendenzerfahrungen und Sinn vermittelt hatte, ging ein Abgrund auf. Die Kunst war ein Schutthaufen, sie und mit ihr die neuerliche Frage nach der Fortsetzung des Kunststudiums entglitten mir, sobald ich sie anzu-

---

<sup>18</sup> Kapfhammer, Martha: Fragmente des Banalen, Major Art in Public Spheres, Abschlussjahr 2025, vgl. [https://masterkunst-luzern.ch/projekte/2025-martha\\_kapfhammer-fragmente\\_des\\_banalen/](https://masterkunst-luzern.ch/projekte/2025-martha_kapfhammer-fragmente_des_banalen/), abgerufen am 23.03.2026

<sup>19</sup> Ich griff auf die Methode der Wertanalyse zurück, die mein Vater als Unternehmensberater vielerorts propagierte. Während ich gegenüber vielen anderen seiner rationalen Ratschläge wenig empfänglich war, hatte ich die Wertanalyse als vielschichtiges und spannendes Entscheidungsfindungs-Werkzeug schätzen gelernt. (vgl. Wiegand 52-53)

<sup>20</sup> vgl. [https://de.wikipedia.org/wiki/Akzeptanz-\\_und\\_Commitmenttherapie](https://de.wikipedia.org/wiki/Akzeptanz-_und_Commitmenttherapie), abgerufen am 17.04.2026

packen versuchte. Gott erschien meditierend als Zuflucht, ansonsten aber als Gefängnis: Eine Verbindung zu einer Zukunft, zum Handeln, zur Welt konnte der Glaube nicht herstellen. Mein Selbstvertrauen blieb entsprechend lädiert. Bei einer Quäker-Freundin entdeckte ich ein Buch von Navid Kermani mit dem Titel «Der Schrecken Gottes». Dieser Gott sprang und sprach mich unmittelbar an.

Kermani nimmt in seinem Buch Bezug auf das «Buch der Leiden» des persischen Dichters Fariduddin Attar (ca. 1136 – 1220). Ein Wanderer sucht darin Erlösung und befragt Dutzende überzeitlicher Autoritäten - Propheten, Engel, Sonne, Mond, Luft, Wasser, Gott, Satan... - ohne Erfolg. Die Begegnungen des Wanderers sind trostlos, aber erzählerisch voller feinem Spott. So berichtet er von einem Narren, der nach einer Beerdigung einfach am Grab sitzen bleibt und sich dort einrichtet. Auf die Frage, warum er nicht in die Stadt zurückkehre, gibt er zur Antwort, dass er nicht mehr unnötig einen Umweg gehen wolle. «Weh, dass ich gehe, schade, dass ich gekommen bin»<sup>21</sup>, bemerkt der Narr lapidar.

### *Aufstand gegen Gott*

Attars Thema ist wie beim biblischen Buch Hiob die so genannte Theodizee, die Spannung zwischen dem unverdienten Leiden des Menschen und einem Gott, der als allmächtig, gut und gerecht postuliert wird. Die Narren nehmen bei Attar den Zwiespalt hin. Gott wird dabei nicht in Zweifel, aber in den Dreck gezogen. «Die Narren sprechen mit Gott wie mit einem sorglosen Vater, einem missratenen Verwandten, einer grausamen Geliebten. Soviel sie ihm vorzuwerfen haben – Gott bleibt ein Vater, ein Verwandter, eine Geliebte. Wie stets im Leben ist Zorn dort am leidenschaftlichsten, wo Liebe im Spiel ist, Hingezogensein, enttäushtes Vertrauen.»<sup>22</sup> Die Narren wenden die Torturen ihres Lebens in eine sprichwörtliche Narrenfreiheit: «Gibt es denn jemanden, der noch mehr Hunger hat als ich?» schreit ein elender und hungriger Wüstenarr Gott entgegen. «Gibt es», spricht Gott und schickt einen Wolf, der sich gierig auf ihn stürzt. Der Verrückte ist schon halbtot, als er sich lebenssatt und sarkastisch wieder an Gott wendet: «Ist ja schon gut, ich glaub's Dir, es gibt noch Hungrigere als mich.»<sup>23</sup> Erst jetzt hat Gott Erbarmen mit dem Elenden, der Wolf tritt ab.

Gott ist souverän und frei. Seine Moral lässt sich nicht an den Massstäben des Menschen messen. Gott spielt seine Macht willkürlich aus und lässt sich dabei nicht von Einzelschicksalen beirren. Bevor sich die Leidenden aber ergeben, sind sie ihrerseits so frei, sich zu erheben – wiewohl der Widerstand des Menschen dabei tragisch und grotesk wirkt.<sup>24</sup>: «Falls Dein Herz nicht müde geworden ist / Des jämmerlich Treibens / Meins ist es längst! Wie lang soll das gehen? / Hast Du dies Tun denn niemals satt?»<sup>25</sup>, fragt ein weiterer Narr in Attars «Buch der Leiden». Die Menschen versuchen Gott moralisch zu übertreffen und konfrontieren ihn anklagend

---

<sup>21</sup> Kermani 96

<sup>22</sup> Kermani 185

<sup>23</sup> Attar, in: Kermani 187

<sup>24</sup> vgl. Kermani 184

<sup>25</sup> Attar, in: Kermani 191

mit seinem Mangel an Manieren, Anstand und Nächstenliebe.<sup>26</sup> Hiob ist dabei ein literarisches Vorbild, ebenso Jesus, dessen Sanftmut und Versöhnlichkeit, quasi mit Gott gegen Gott, als Referenz des eigenen Handelns dient.<sup>27</sup> Ein Gläubiger möchte die Ungläubigen auch vor der Ungerechtigkeit der Hölle schützen: «O Gott! Am Tag des Gerichts werd' ich / Geduldig an der Hölle Rand sitzen / Um einen Dolch zu fassen bekommen aus Licht, / Sollen sie sicher sein endlich vor deren Glut / Und einzieh'n auf ewig in den himmlischen Garten». Eine Stimme (Gott?) antwortet: «Bleib du sitzen gefälligst und schweig' / Sonst posaun' ich in alle Welt deine Sünden, / dass dich steinigen werden deine Gefährten.»<sup>28</sup>

### *Umarmung des Leidens*

Auch der Prophet Hiob protestiert im Alten Testament lautstark gegen sein Leiden. Nachdem es ihm wieder gut geht, rechnet Gott mit ihm ab. Er hält eine pompöse Rede über die Grösse des Kosmos und der Schöpfung. Hiob könne das nicht ermessen, weshalb er kein Recht zu klagen habe. Hiob schweigt, anscheinend betroffen. Für den Philosophen Slavoj Žižek hat das Schweigen aber einen anderen Grund: «Hiob blieb nicht stumm, weil er von Gottes überwältigender Gegenwart zermalmt worden wäre. Sein Schweigen war auch kein Schweigen des Widerstands. Hiob schwieg, weil er in einer Art stiller Solidarität Gottes Ohnmacht spürte. Gott ist weder gerecht noch ungerecht: Er ist ohnmächtig.»<sup>29</sup>

Solidarität und Zärtlichkeit gegenüber einem verstörenden, verletzlichen Gott finden sich auch in der jüdischen Tradition. Ein Rabbi betet im Angesicht von Verfolgung und Not: «Ich will nicht wissen, warum ich leide. Ich will nur wissen, dass ich für Dich leide.»<sup>30</sup> Bei Attar wird ein Mann in einem Gleichnis nach seinem Lieblingswort gefragt: «Mein Lieblingswort ist Nein. / Warum denn das, warum nicht die Bejahung? / Ein einziges Mal habe ich mit Leyla sprechen dürfen. Da habe ich sie gefragt, ob sie mich liebt. Nein, hat sie geantwortet. Seitdem liebe ich dieses Wort mehr als alle anderen.»<sup>31</sup> Die Zurückweisung stellt für den Mann eine Beziehung zur Geliebten her, die er sich anders gar nicht mehr vorstellen will. Man kann die schmerzliche Sehnsucht tiefer als jedes Glück empfinden. So auch ein Weiser, der Gott bittet: «Mach mich blind am Jüngsten Tag, damit ich nach Deiner Schönheit giere.»<sup>32</sup>

### *abgründige Liebe*

Als stärkstes Symbol für diese abgründige Liebe des Menschen zu Gott gilt in der muslimisch-sufischen Tradition Satan. Nachdem Gott von allen Engeln verlangt, sich vor dem neugeschaffenen Menschen niederzuwerfen, weigert sich Satan. Seine absolute Liebe zu Gott lässt die Verehrung eines zweitrangigen Geschöpfes nicht zu. Darauf wird er von Gott verstossen. «Seither

---

<sup>26</sup> vgl. Kermani 191

<sup>27</sup> vgl. Kermani 196

<sup>28</sup> Attar, in: Kermani 197

<sup>29</sup> Žižek

<sup>30</sup> Levi Jizchak, in: Kermani 270

<sup>31</sup> Attar, in: Kermani 200

<sup>32</sup> Attar, in: Kermani 203

streunt Satan durch den Kosmos, von allen verachtet, der Sehnsüchtigste nach Gott – ein Exilant.»<sup>33</sup> Satan ist später auch für Victor Hugo nicht der Dirigent des Bösen, sondern ein Opfer eines Gefühlsüberschusses: «Ich liebe! Gott quält mich, und doch ist meine einzige Blasphemie / Meine einzige Tollheit, mein einziger Schrei, dass ich liebe! / Meine Liebe reicht aus, um den Himmel erbeben zu lassen. / Doch vergebens!»<sup>34</sup>

Fromme Gottesknechte, Propheten und liebestolle Narren stehen im Kampf mit einem Gott, von dem sie sich ursprünglich viel erhoffen. Als ihre Erwartungen nicht erfüllt werden, fügen sie sich rebellierend *und* liebend seiner absoluten Andersartigkeit oder Abwesenheit. Lieber nehmen sie das Nichts als Gott an, als auf ihn zu verzichten. Der Mensch steht Gott, von dem er nichts mehr zu erwarten hat, treu und tapfer zur Seite: «Die Hoffnung auf Gott ist zur Hoffnung auf Seine Gleichgültigkeit geronnen. Ein solcher Gott, dem die Menschen gleich sind, kann aber nur wirklich sein, wirklich werden durch die Menschen, denen Gott nicht gleich ist. Es ist gleichgültig, ob es ihn gibt, wenn der Mensch an Ihn glaubt.»<sup>35</sup>

Das Gottesbild in «Der Schrecken Gottes» inspirierte mich zu einer Idee für ein Tattoo. Darauf stünde: «Gott liebte mich». Eine Absage an Gott als treuen Liebhaber, aber diesen unwiderruflich ins eigene Fleisch ritzend. Die Idee umzusetzen, getraute ich mich bislang nicht (als Neurodermitiker habe ich eine gute Ausrede). Wie ich mich sowieso nicht inspiriert fühlte, die Erfahrungen des Nichts kreativ zu transformieren. Es schien mir, dass künstlerische Objekte oder Aktionen der existenziellen Erfahrung des Nichts nicht gerecht würden. Es wollte durchge-  
standen und verstanden, nicht genutzt und geteilt werden.

Simone Weil: Das Unglück als Gnade

Lieber wühlte ich mich zurückgezogen durch kraftvoll-düstere Literatur. Ich las ein schmales Büchlein über Simone Weil (1909 – 1943), verfasst vom Kulturwissenschaftler Byung-Chul Han, das mir mein «Gefängnispfarrer» schenkte, später Texte von Weil selbst. Han schrieb von einer «Seelenfreundschaft», die ihn mit Weil verband. Mir ging es mit beiden alsbald gleich.

*nichts zu wollen*

Hans Büchlein ist eine kraftvolle Feier des Nichts. Er verkündet eine radikale, kontemplative Gegenwart zur schillernd-schreienden Gegenwart der digitalen Informationsschwemme. Wörter wie «Leere», «Stille», «Schmerz» und «Untätigkeit»<sup>36</sup> durchziehen seine Schrift. Han wertet Abgründe zu Beweggründen auf. Die Tragik liegt nicht mehr wie bei Kermani bei Gott, sondern beim fehlgeleiteten Menschen: «Nicht Gott ist tot. Tot ist der Mensch, dem Gott sich offenbarte.»<sup>37</sup> Der Widerstand gegen Gott weicht der Demut, ja der Unterwerfung. Dort wird der Mensch auferstehen.

---

<sup>33</sup> Kermani 271

<sup>34</sup> Victor Hugo, in: Kermani 272

<sup>35</sup> Kermani 280

<sup>36</sup> Han 5

<sup>37</sup> Han 9

Der Drang, eine innere Leere zu füllen, mutiert zu einer Adipositas der Seele. Die Immanenz des Konsums ersetzt die Transzendenz der Aufmerksamkeit. Die Leere will wiedergefunden werden. Sie «entsteht, wo auf den Willen verzichtet wird. Der Wille lässt die Dinge nicht so sein, wie sie sind. Er zwingt ihnen sein Gepräge auf. Er ist die treibende Kraft der Einbildung. Die Theodynamik der Leere unterbricht diesen Prozess.»<sup>38</sup>

### *Gehorsam der Pflanzen*

Für Simone Weil sind Pflanzen Vorbilder der Genügsamkeit und Gefügigkeit. Sie sollen uns vom Götzendienst der Einbildungskraft und des Perfektionismus erlösen. Wenn Lilien «uns unendlich viel schöner erscheinen als prächtige Stoffe, so nicht deshalb, weil sie prächtiger wären, sondern wegen dieser Gefügigkeit. Auch das Gewebe ist gefügig, aber es fügt sich dem Menschen, nicht Gott. Die Materie ist nicht schön, wenn sie dem Menschen gehorcht, nur wenn sie Gott gehorcht.»<sup>39</sup> Die Pflanzen, so Weil, lassen geschehen, wo der Mensch sich selbst behaupten möchte. Doch auch der Mensch wachse auf einem Feld, das er nicht selbst bestelle: «Der Mensch kann sich niemals dem Gehorsam gegen Gott entziehen. Ein Geschöpf kann nicht nicht gehorchen. Die einzige Wahl, die dem Menschen als einem vernunftbegabten und freien Geschöpf offen steht, ist die Entscheidung darüber, ob er diesen Gehorsam begehrt oder nicht begehrt.»<sup>40</sup>

Die Stille ist Gebet und Antwort. Wir müssen das «Schweigen Gottes in allen Geräuschen hören. Wie könnten wir das Schweigen Gottes hören, wenn die Geräusche hier unten etwas bedeuten würden? Durch seine Güte haben sie absolut nichts zu bedeuten. Gott hat Gott zu sich hinaufschreien lassen und nicht geantwortet. Wenn wir (...) schreien, um eine Antwort zu erhalten, und uns diese nicht gewährt wird, berühren wir das Schweigen Gottes.»<sup>41</sup>

### *das Unglück und das Böse*

Das Schweigen ist für Jesus am Kreuz wie für jeden Menschen ent-täuschend. Leben an der Grenze zu Gott bedeutet, den Schmerz des Nichts zu erfahren. Für Weil lernt der Mensch dadurch, vor der Schöpfung zurückzutreten: «Die Bestimmung des Unglücks ist es, uns zu ermöglichen, zu verstehen, dass Gottes Schöpfung gut ist. Denn solange die Umstände um uns herum so sind, dass sie unser Dasein halbwegs intakt lassen oder es nur halb angegriffen haben, glauben wir mehr oder minder, dass unser Wille die Welt geschaffen hat und regiert. Das Unglück lehrt uns mit einem Schlag, dass dem nicht so ist. Wenn wir dann preisen, loben wir wirklich Gottes Schöpfung.»<sup>42</sup> Schmerz und Unglück sind absolut befremdliche Erfahrungen der Ohnmacht, die uns von der verengenden Illusion der Selbstbehauptung befreien und uns die geheimnisvolle Welt Gottes körperlich einprägen.

---

<sup>38</sup> Han 68

<sup>39</sup> Weil, in: Han 120

<sup>40</sup> Weil, in: Han 118

<sup>41</sup> Weil, in: Han 76

<sup>42</sup> Weil, in: Han 96-97

Selbst das Böse gehört in den Kanon dieser verstörenden Lehrmeister. Byung-Chul Han kritisiert insbesondere «die totale Verfügbarmachung der Wirklichkeit» im Zeitalter der Digitalisierung. «Sie gewöhnt uns daran, dass alles sofort verfügbar, erreichbar, berechenbar und konsumierbar ist. Dadurch verflacht die Aufmerksamkeit.»<sup>43</sup> Die Aufmerksamkeit ist eine Kulturtechnik, die in Scheu und Selbstzurücknahme hinter die Dinge zurücktritt.<sup>44</sup> Das Böse aber ist aufdringlich. «Es verführt uns, macht uns süchtig. Nur die Aufmerksamkeit kann es abwehren.»<sup>45</sup> Und, Simone Weil zitierend: «Das Böse (...) fängt einen, wenn man seine Aufmerksamkeit nicht darauf richtet.»<sup>46</sup> Nicht die Verdrängung ist also der richtige Umgang mit dem Bösen. Die Erfahrung des Bösen ist ein Angebot, es mit liebender Aufmerksamkeit zu beobachten und zu verwandeln.

Zwischenruf: das Nichts braucht Welt

«Der Schrecken Gottes» und «Das Unglück und die Gottesliebe» wirken auf mich wie eine Einweihung in ein unglaubliches, unsagbares Geheimwissen. Ich fühle mich angezogen von einem Abwesenden, zuhause bei einem Gott, der sich ins Nichts verflüchtigt. Die Geschichten und Gedanken der beiden Bücher entwickeln einen Sog. Einerseits merke ich so, wie lebendig ich noch bin, andererseits gibt mir das Buch eine Rechtfertigung dafür, mich immer wieder von der Alltagswelt zu isolieren. Da das «Eigentliche» ja Gott, der Abwesende, ist, wohnt der Welt, wo Gott ja nicht einmal mehr als Anwesender eine Rolle spielt, eine «Uneigentlichkeit»<sup>47</sup> inne, der ich allzu gerne entfliehe. Gleichzeitig leide ich unter dieser Selbstisolierung. Ich merke, wie mir eine Gemeinschaft fehlt, wo dieser und andere Götter zur Sprache kommen können. Der Religionssoziologe Detlef Pollack hat Recht, wenn er schreibt: «Natürlich kann man theoretisch auch individuell religiös sein. Aber nüchtern betrachtet ist die Wahrscheinlichkeit ausserhalb einer Glaubensgemeinschaft eben doch deutlich geringer. Denn was da wegfällt, ist die Plausibilisierung der eigenen Überzeugung durch die Gemeinschaft.»<sup>48</sup> <sup>49</sup>

---

<sup>43</sup> Han 13

<sup>44</sup> allenfalls Heil im Osten

<sup>45</sup> Han 17

<sup>46</sup> Weil, in: Han 17

<sup>47</sup> Heidegger 149

<sup>48</sup> Pollack

<sup>49</sup> Dazu passt die Erfahrung des bereits kurz erwähnten Quäker-Meetings im November. Die verbindenden Überzeugungen der Quäker sind weniger eine Doktrin, sondern ein Verfahren. Quäker glauben daran, dass jeder und jede Einzelne Gott erfahren und von ihm zeugen kann. Ein Mittel der Erfahrung ist das gemeinschaftliche Schweigen, und, wenn gesprochen wird, das aufmerksame, respektvolle Zuhören. Diese Regel hatte ich bei der Reaktion auf einen überraschenden Redebeitrag gebrochen, der Donald Trump als Friedensboten verteidigt hatte. Indem ich eine mir völlig fremde Position nicht stehen lassen konnte, unterminierte ich gleichzeitig meine Glaubwürdigkeit, dass meine Beiträge als plausible und valable Erfahrungen der Welt und Gottes gelten konnten. Indem ich den gebotenen quäkerischen Anstand vermissen liess, schuf ich einen Abstand zu den Anderen, und griff damit letztlich auch meinen eigenen Glauben an.

Das Lesen, so dankbar ich meinen Büchern gegenüber bin, kommt einer Weltflucht gleich. Sie schreit nach immer mehr Büchern der gleichen Sorte. Die Flucht wird zur Sucht, zur Verschmelzungssehnsucht mit dem reinen Nichts. Das ist destruktiv und letztlich unmöglich. Das Nichts braucht einen Ort in der Welt. Ohne etwas kann auch kein Nichts sein. Vor allem brauche ich Menschen, die mein Nichts sein lassen. Das Schreiben ist ein erster, zaghafter Versuch, das Nichts nach aussen zu tragen. Eine kleine Gruppe von Menschen wird diesen Text über das Nichts lesen. Ich bin dankbar, dass der Master Kunst mir diesen Raum und Rahmen bietet.<sup>50</sup>

Auch physisch-real zieht es mich heuer vermehrt zu Orten des Nichts, zu Gruppen von Menschen, die mit Ängsten des Abgeschnittenseins und der Unbehaustheit verbunden sind. Ich spüre den Mut und die Motivation, das Nichts nicht mehr auf andere zu projizieren, sondern es als meine Angst anzunehmen und die Verantwortung dafür zu tragen. Auch in diesem Sinne hatte ich mich trotz allem wieder dafür entscheiden, das Studium fortzusetzen und auf den Abschluss zuzusteuern.<sup>51</sup> Jüngst bewegte ich mich zu einem vollen Tag mit Veranstaltungen des Master-Studiengangs. Ich tat nichts, ausser physisch präsent zu sein und wahrzunehmen, wenn ich wieder in Abwehrdispositive gegen meine Mitwelt zu verfallen drohte. Es fühlte sich wie harte und lohnende Arbeit an. Ähnliches widerfuhr mir mit der englischen Grossfamilie meiner Frau, ebenfalls ein traditionell einschüchterndes Eintrittstor für Abstürze ins Nichts der Unbehaustheit und des Verstummens. Beim jüngsten Besuch über Ostern bemerkte ich trotz allen weiter existierenden Verständigungsschwierigkeiten eine Kraft des Da-Bleibens, des widerstandslosen Mitschwimmens, wie es ist, mehr ins Nichts zu gleiten statt mit dem Phantom eines in die Welt projizierten Nichts zu kämpfen.

### Martin Heidegger: Das Nichts als Beweggrund der Eigentlichkeit

Auch für den Philosophen Martin Heidegger ist das Nichts nur in der konkreten Weltwirklichkeit erfahrbar. Ich war über Byung Chul Han auf ihn gestossen und erschloss mir seine komplexe Gedankenwelt über eine Einführung George Steiners. Heidegger half mir, mich in einem Prozess des Daseins zu verorten, zu dem eine dunkle, düstere Seite wesentlich gehört. Der Mensch, so bereits eine Prämisse Heideggers, erfährt «seine Existenz als problematisch».<sup>52</sup> Er hat unter allen Tieren das zweifelhafte Privileg, nach seinem Sein zu fragen. Aber er hat eben keine Wahl, er muss es tun. Existenz ergibt sich für den Menschen erst, «indem er seine eigene, besondere <Vorhandenheit> in Frage stellt.»<sup>53</sup>

### *Die Geworfenheit des Menschen*

Heidegger will in seinem Hauptwerk «Sein und Zeit» das idealisierte Menschenbild der Metaphysik überwinden. Er wendet sich vehement gegen die gedankliche Abstraktion eines Platon,

---

<sup>50</sup> ...was zugleich eine Ironie des Schicksals ist: Oft habe ich unter der mir zu losen, unverbindlichen Struktur des Master-Studiengangs gelitten, und mich dann innerlich abgewandt. Jetzt bietet er mir den Rahmen dafür, mich schreibend wieder mehr in die Aussenwelt zu bewegen.

<sup>51</sup> vgl. den nicht abgeschickten «Abschiedsbrief Master-Studium» im Anhang

<sup>52</sup> Steiner 136

<sup>53</sup> Steiner 137

Descartes oder Kant, die bestrebt waren, «die Essenz des Menschen aus dem Alltagsleben herauszuheben».<sup>54</sup> Der Mensch ist nicht zuerst «ein geistiges Ding, das dann nachträglich «in» einen Raum versetzt wird»<sup>55</sup>, er ist körperlich. Mensch sein heisse, in der Erde verwurzelt zu sein, erläutert Heidegger unter Rückgriff auf die Verwandtschaft der Wörter «human» und «humus». Erkennen ist ein Teil dieses alltäglichen, zutiefst ambivalenten Seins.<sup>56</sup>

Heidegger will demzufolge auch nichts von einem Gott in seinem Erkenntnisvorgang wissen, das Sein ist ein rein immanenter Vorgang.<sup>57</sup> Entsprechend findet sich der Mensch als auf die Welt «geworfen»<sup>58</sup> wieder. Die Welt war vor ihm da. In dieser imperativen *Daheit* spielt sich die Existenz ab.<sup>59</sup> Der Mensch erfährt eine Beziehung zur Welt über Objekte, die er bearbeitet (vermittels «Zeug»), und über andere Menschen. Er erkennt, dass er nicht alleine ist. «Die Welt, in die unser Dasein geworfen ist und in die es eintritt, hat andere in sich.»<sup>60</sup> Sein ist wesentlich ein Mitsein als Teil eines In-der-Welt-Seins. Nur unter ihresgleichen können sich Menschen als solche erkennen. «Die Gegenwärtigkeit anderer verstehen heisst existieren.»<sup>61</sup>

### *Man macht Angst*

Zugleich wird sich der Mensch unter Menschen zum Problem: Im alltäglichen Miteinander-Sein riskieren wir, uns selbst zu verlieren und nur noch im Hinblick auf andere zu existieren. In dieser Selbstentfremdung wird das Ich zum «Man».<sup>62</sup> «Jeder ist der Andere und Keiner er selbst.»<sup>63</sup> Das herdenhafte *Man* führt von einer Zugehörigkeit zu einer Herrschaft der Anderen. Der einzelne Mensch hat keine Verantwortung mehr für seine Taten. «Es ist das genaue Gegenteil von *Eigentlichkeit*, von der konkreten Einzigartigkeit des Daseins eines «eigens ergriffenen Selbst»».<sup>64</sup>

Auf den drohenden Selbstverlust reagiert der Mensch gemäss Heidegger mit Furcht oder Angst. Während die Furcht sich verzweifelt unter die Massstäbe der Masse duckt, ist die Angst ein Akt des Widerstands. Sie nimmt die eigenen Zwänge wahr. Angst ist ein Zeichen von Authentizität angesichts der Herrschaft des Man.<sup>65</sup> Indes und überraschend: Heidegger verwehrt sich dagegen, die Uneigentlichkeit der Existenz im Bann des Man negativ zu bewerten. Der Verfall ist ein notwendiger Prozess: «Dieses Nicht-sein muss als die nächste Seinsart des Daseins begriffen

---

<sup>54</sup> Steiner 137

<sup>55</sup> Heidegger, in: Steiner 139

<sup>56</sup> vgl. Steiner 140

<sup>57</sup> vgl. Steiner 115-116

<sup>58</sup> Heidegger, in: Steiner 142

<sup>59</sup> vgl. Steiner 143

<sup>60</sup> Steiner 146

<sup>61</sup> Steiner 147

<sup>62</sup> vgl. Steiner 147

<sup>63</sup> Heidegger, in: Steiner 147-148

<sup>64</sup> Heidegger, in: Steiner 149

<sup>65</sup> vgl. Steiner 150

werden»<sup>66</sup>, so Heidegger. Mich erinnern diese Passagen an die rituellen Pingpong-Runden bei den Familientreffen meiner Frau. Indem ich sie (obwohl ich sehr gerne Pingpong spiele) boykottierte, wollte ich das Nicht-Sein des massenhaften Man umgehen. Damit schnitt ich mich ebenso eigenwillig wie ängstlich von jenem Umfeld ab, das meine Existenz mitbedingt. «Es gibt keine Heilung vom Sein»<sup>67</sup>, schreibt George Steiner.<sup>68</sup>

Wenn wir uns im Man verlieren, steigt der Schwindel der Unheimlichkeit in uns auf. Die Angst, die damit einhergeht, gilt es zu ergreifen (womöglich spiegelbildlich auch: die Angst, den Anschluss an ein Alltags-Man zu verlieren). Der Mensch verfällt notgedrungen in Sorge: «Unter dem Druck des Unheimlichen kommt das Dasein zu der Erkenntnis, dass es über ein *Dasein-mit* und ein *Dasein-in* hinaus – beides sind die unentrinnbaren Modi des Alltags – ein *Dasein-für* werden muss. Sorge ist das Mittel dieses Transzendierens.»<sup>69</sup> Sorge kann den Umgang mit Gegenständen (Besorgen) oder anderen Menschen (Fürsorge) meinen, vor allem aber meint es «eine Verantwortlichkeit gegenüber der Gegenwärtigkeit und dem Geheimnis des Seins selbst».<sup>70</sup>

### *Sein zum Tode*

Wenn für den Menschen über diese existentiellen Daseins-Bewegungen sein eigentliches Sein neu in den Blick gerät, stösst er rasch an eine neue Grenze: die Endlichkeit. Der Mensch kann Sein nur in der beschränkten, ihm zur Verfügung stehenden Zeit erfahren. Zugleich weiss er um das nahende Ende. «Eigentliches Sein ist daher ein Sein zum Tode.»<sup>71</sup> Auch wenn der Mensch beim Tode anderer erleben kann, dass Verstorbene in «ehrender Fürsorge» weiter existieren, kann niemand umhin, den eigenen Tod existentiell zu durchleben.<sup>72</sup> Dasein ist immer ein noch nicht, es ist unvollständig, unerfüllt, ohne dass es durch das Ende gegangen ist. «Die Möglichkeit des Daseins hängt von der «Unmöglichkeit des Daseins», welche der Tod ist, ab, nur im Hinblick auf sie hat sie einen Sinn.»<sup>73</sup> Mit der Bejahung des Todes als konstitutivem Bestandteil des Lebens, die schon Pascal, Luther und Kierkegaard betonen, verschmelzt Heidegger «Sein und Zeit» - nicht umsonst der Titel seines Hauptwerks.<sup>74</sup>

---

<sup>66</sup> Heidegger, in: Steiner 153

<sup>67</sup> Steiner 154

<sup>68</sup> auch passend die Theorie des Psychiaters und Philosophen Iain McGilchrist: Alle Tiere hätten geteilte Hirnhälften, weil sie stets zwei Dinge gleichzeitig tun mussten: essen suchen und aufpassen, dass sie nicht gefressen wurden. So hätte sich auch beim Menschen eine linke Hirnhälfte herausgebildet, die sich das holt, was sie braucht und eine rechte, die die Umgebung wahrnimmt und sich in sie einfügt. Dann jedoch beginne die linke Hirnhälfte zu halluzinieren und zu suggerieren, dass sie keine Rücksicht auf die Welt zu nehmen braucht. Die linke Hirnhälfte entwickle einen Herrschaftsanspruch über die rechte. Wir bräuchten jedoch beide Seiten des Gehirns, also sowohl das «Haben» wie das «Sein».  
(vgl. Gimpel)

<sup>69</sup> Steiner 156

<sup>70</sup> Steiner 156

<sup>71</sup> Steiner 159

<sup>72</sup> vgl. Steiner 160

<sup>73</sup> Steiner 161-162

<sup>74</sup> Steiner 133

Wieder ist es die Angst, die den Menschen den Fall ins Nichts zu überleben hilft. «Angst ist das Aufsichnehmen der Nähe der Nichtigkeit, des möglichen Nichtseins des eigenen Seins.»<sup>75</sup> Die Erfahrung der Endlichkeit ist zugleich die Bedingung der Freiheit: Der Mensch kann, die Angst bejahend und von der Last einer ihn überwältigenden ewigen Wahrheit befreit, sorgend sein Dasein annehmen. Letztlich ist für Heidegger auch die Wahrheit dem Tod geschuldet: Dafür kreiert er den Begriff der «Nichtung», an deren Abgrund der Mensch staunend stehe. Negation wird hier zu einer «aktiven, schöpferischen Kraft»<sup>76</sup>, wo man sich der «verborgenen Gegenwärtigkeit der Wahrheit»<sup>77</sup> gewahr wird.

---

<sup>75</sup> Steiner 162

<sup>76</sup> Steiner 173

<sup>77</sup> Steiner 173

## Schritte mit dem Nichts

### Trauer

Hat mir Heidegger geholfen, das Nichts in dieser Welt besser zu verstehen, zu identifizieren, zu integrieren? Ja. Mit Heidegger kam ich beispielsweise Ängsten näher, die mich regelmässig beschlichen. So erinnerte ich mich an eine schamanistische Visionssuche im Jahr 2012, die bewusst in ein Nichts führen sollte. Nach vier Tagen in der freien Wildbahn liess ich meine Erlebnisse von der Kursleiterin spiegeln. Ich schilderte, wie ich in der letzten Nacht, die wir durchwachen sollten, eine Angst vor dem Sterben gespürt hatte. Wie ich versucht hatte, diese mit allerlei Ritualen zu bannen, darauf fixiert war, die Aufgabe zu erfüllen. Ich hörte, wie andere Kursteilnehmende im Morgengrauen zusammen sangen, vernahm, wie andere schlicht geschlafen hatten. Die Kursleiterin fragte mich hernach, ob ich nicht eher eine Angst vor dem Leben hätte. Ich wusste, dass sie recht hatte. Die Angst ist ein roter Faden in meinem Leben. Mit und dank Heidegger versuche ich sie vermehrt zu ergreifen und zu mir nach Hause zu tragen.

Heidegger lesen ist ein Kraftakt, eine Wanderung durch erschütternde Begriffslandschaften. Man sieht sich geworfen, ist ergriffen, fliegt, fällt, fühlt, wie sich Leere mit expressiver Sprache füllt. Doch vor den Dramen des echten Lebens kann auch Heidegger niemanden abschirmen. Gerade die letzten 48 Stunden spielte es mir wieder übel mit. Hatte ich in den letzten Ferientagen Ängste vor der Heimkehr «verpasst», verdrängt? Die nahende Abgabefrist dieser Arbeit, die Aussicht auf den sich auflösenden Rückzugsort meiner Wohnung, die ich gekündigt habe? Jedenfalls war ich heute Morgen, übernachtigt nach einer übermächtigen Nacht auf der Fähre, schlicht nicht existent. Hatte keine Ahnung mehr, wer ich war. Konnte meinen Raum nicht füllen. Hörte mir beim Sprechen wie einem Fremden zu. Fühlte nichts, auch keine Angst. An Schlafen war im Zug nicht zu denken. Doch nach einer Art Nickerchen «erwachte» ich im Umsteigeort Frankfurt immerhin mit einem Gefühl: Es war Trauer. Ich ergriff sie dankbar. Sie gab mir eine Ahnung von Identität zurück. Ich nahm wieder eine Umgebung wahr, erblickte würdevolle Pfandflaschensammler, die durch das Glasdach des Flughafenbahnhofs der Himmel anstrahlte. Ich begann meinen Körper wieder zu spüren, seine Vergänglichkeit, seine Beziehung zum Nichts.

Über die Trauer lässt Heidegger nichts verlauten. Trauer ist ein flüssigeres Gefühl als die feurige, heideggersche Angst. Trauer weitet, ist träge und verbindet - Angst verengt, verzehrt, verwandelt. Der japanische Philosoph Kitarō Nishida, ein Zeitgenosse Heideggers, rezipierte dessen Fokus auf die Angst kritisch. Zwar dachte auch Nishida den Menschen von seinem Ende her, er meinte damit aber nicht nur die Plötzlichkeit eines biologischen Todes, sondern auch die Erfahrung des Nichts im Hier und Jetzt, die der Grundstimmung der Traurigkeit entspricht. Letztlich «findet eine Umwendung von der anfänglichen Traurigkeit zur mitfühlenden, andächtigen Stille im Gewahren der Nichtigkeit aller Dinge statt.»<sup>78</sup> Trauer kann Handlungsspielräume

---

<sup>78</sup> Lebock

weiten, indem sie von der Selbstzentrierung hin zu mehr Mitgefühl für alle Wesen und Dinge führt.<sup>79</sup>

## Sehnsucht nach Fernost

Der Ferne Osten wurde mir in den letzten Monaten immer mehr zu einem Sehnsuchtsland des Nichts. Nicht nur bei Nishida scheint es mir als Trauer ein selbstverständliches, undramatisches Eigenleben zu führen. Der Zen-Buddhismus lehrt das Loslassen von der Welt-Verhaftung. Er strebt zur Erkenntnis, dass es nichts zu erreichen, nichts zu tun und nichts zu besitzen gibt.<sup>80</sup> Das Nirwana ist im Buddhismus das höchste Ziel, es entspricht der Erfahrung einer allumfassenden Leere, die wiederum der Schlüssel zur Freiheit ist.<sup>81</sup> Die Erfahrung der Nichtigkeit der Existenz ist das eigentliche Ziel, nicht Mittel zum Sinn und Zweck eines Gottes, der den leer gewordenen Menschen mit seiner Fülle umgreifen möchte.

Auch der Daoismus sprang mich immer wieder an, zuerst über die seelenruhige, traditionsreiche Praxis des TaiChi. Der daoistische Philosophen Liä Dsi beschreibt das Nichts bereits um 450 v. Chr. als verborgene Wirklichkeit hinter den Dingen und Empfindungen: «Was durch das Tönen erzeugt wird, sind die Gehörsempfindungen; aber das, wodurch das Tönen zum Tönen wird, ist noch nie herausgekommen. Was durch die Farben erzeugt wird, sind bunte Gesichtseindrücke; aber das, wodurch die Farbe zur Farbe wird, ist noch nie sichtbar geworden. Was durch das Schmecken geschmeckt wird, sind Geschmacksempfindungen; aber das, wodurch das Schmecken zum Schmecken wird, hat sich noch niemals dargeboten. Das sind alles die Wirkung des Nichtseienden.»<sup>82</sup> Das entsprechende daoistische Handlungsprinzip ist «Wu Wei», wörtlich: das «Nicht-Handeln». Es beschreibt ein aktives Vertrauen in den Lauf der Dinge, wie er in der Natur zu beobachten ist. Wu Wei ist ein gleichmütiges, stilles Handeln, ein Tun im Einklang mit einer wahrgenommenen Situation.<sup>83</sup>

Auch Byung-Chul Han, selber aus Korea stammend, baut mit seinem Essay «Abwesen» an meinem «ostasiatischen Sehnsuchtsraum»<sup>84</sup> mit. Han beschreibt, wie Menschen in Korea, China oder Japan Sätze nicht ständig mit «Ich» beginnen, die Aufmerksamkeit weder deutlich auf sich selbst noch auf den Anderen richten. In diesen unausgefüllten Zwischenraum tritt Hans Wort-schöpfung des «Abwesen», das heisst «mehr Raum, mehr Zeit, mehr Welt, weil diese Präsenz des Ich den Raum verdrängt hat und mit sich besetzt hat.»<sup>85</sup> Das Abwesen konterkariert das Wesen, eine Figur, deren Obduktion sich die westliche Philosophie verschrieben hat. Im Buddhismus und im Daoismus aber ist der Mensch in seinem Innersten letztlich völlig leer. Dort existieren keine Seele und kein Wesen, nur ein Abwesen.

---

<sup>79</sup> vgl. Lebock

<sup>80</sup> vgl. <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Zen&oldid=263858877>, abgerufen am 13.04.2026

<sup>81</sup> vgl. <https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Nirwana&oldid=258905254>, abgerufen am 13.04.2026

<sup>82</sup> Liä Dsi 35

<sup>83</sup> vgl. [https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wu\\_wei&oldid=263026981](https://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Wu_wei&oldid=263026981), abgerufen am 13.04.2026

<sup>84</sup> Borchardt

<sup>85</sup> Byung-Chul Han, in: Borchardt

weniger Ich, mehr Welt

Der Daoismus sieht entsprechend Hoffnung kritisch: Es hat Elemente des Selbstbetrugs angesichts der Notwendigkeit, dem Unausweichlichen ins Auge zu blicken. Der Buddhismus verbindet Hoffnung notwendigerweise mit einer Aktivität, sonst sei sie leer.<sup>86</sup> Was aber, wenn nichts mehr getan werden könne, zum Beispiel im Fall von Sterbenskranken, fragt Roger Babington Hill. Er feiert das Beispiel eines 90 Jahre alten Freundes: «Die Besuche sind immer eine Freude, weil er, trotz der vielen Einschränkungen, so positiv ist, so grosszügig seine Dankbarkeit ausdrückt für all die guten Dinge, die er in seinem Leben bekommen hat. Hoffnung ist für ihn Dankbarkeit, und er teilt sie mit allen, die er trifft.»<sup>87</sup> Dankbarkeit kann eingeübt werden. Und vielleicht befreit es allmählich von der Sicht auf all das, was dem eigenen Ideal nicht entspricht, hin zu dem, was einem von der Welt geschenkt wurde.

Vielleicht ist der Ferne Osten ja gar nicht so fern: Auch die Neurowissenschaft postuliert, dass es in unserem Innern keinen Seelen- oder Bewusstseinskern gibt. «Gibt es mich wirklich, Anil Seth?» fragt Jochen Wegner in der Wochenzeitung «die Zeit». Nicht in dem Sinne, dass das «Ich» als eine Essenz, eine Substanz zu verstehen sei, antwortet der britische Neurowissenschaftler. «Ein Tisch existiert wirklich. Er ist eine Ansammlung von Atomen, die unabhängig vom Geist existieren und die wir als Tisch beschreiben. Wenn wir nach der Essenz des «Ich», nach dieser Substanz von Ihnen irgendwo in Ihrem Kopf oder wo auch immer suchen, dann glaube ich nicht, dass wir sie finden werden. Das bedeutet, dass mit dem Tod Ihres Körpers kein Teil Ihres Selbstbewusstseins weiter bestehen wird. Sie leben fort in dem, was Sie getan haben, in den Gesprächen, die Sie geführt haben, in den Erinnerungen anderer Menschen. Aber es gibt keine Essenz von Ihnen, die noch existiert.» Die Erfahrung, ein Selbst zu sein, sei real, ähnlich wie die Wahrnehmung von Farben. Diese existierten aber nicht unabhängig von unserer je unterschiedlichen Interpretation. Die reale Grundlage von Farbe seien Oberflächen, Lichtreflektion und Sinnesorgane, so Seth.

Hansueli Hauenstein schickte mir nach einem Gespräch über obige Frage einen Artikel, in dem er ähnlich argumentiert. Er spürte der Frage nach, wo sich die Seele befinde, und entdeckte in den russischen Matrjoschka, wo sich in einem Figürchen immer noch ein weiteres verbirgt, eine Analogie: Während man normalerweise denke, die Seele verberge sich ganz im Innersten, im letzten, kleinsten Püppchen, sieht es Hauenstein genau umgekehrt: «Das kleinste der Püppchen entspricht meinem Körper. Darum herum kommen die Kleider als erstes Zwischenglied zur Kultur, in der ich lebe. Daran schmiegen sich Gedanken und Gefühle. Die nächste Schicht bildet mein Handeln, Wort und Tat. Und dann, ganz zu äusserst, an der Nahtstelle zur sozialen Welt, dort, wo Körper, Gedanken, Gefühle und Handlungen in einem lebendigen Austausch stehen – dort befindet sich die Seele.»<sup>88</sup>

---

<sup>86</sup> vgl. Babington

<sup>87</sup> Babington

<sup>88</sup> Hauenstein

## Epilog

### Nähen und Gehen

Die Suche nach einem inneren Wesenskern, wo das Ich stabil wohnt, ist also vielleicht verlorene Liebesmüh. Der Ort, wo ich mich am ehesten finde, ist dort, wo ich wieder verloren gehe: draussen in der Welt, draussen bei den Anderen. Der Weg dahin ist Tun und Bewegen, Nähen und Gehen – in meiner Art, in meinem Tempo. Im Nähen der Stofftasche habe ich ein Etwas geschaffen, das mir in der Tat zugeflogen kam, egal, wie bescheiden meine Fähigkeiten waren. egal wie viel Unterstützung ich brauchte. Der Umgang mit Material ist eine daseinsmotivierende Erfahrung, die Spielräume erweitert.<sup>89</sup> Mein Ich, das so gerne unabhängig wäre, wird weiter lernen müssen, zurückzustehen und Hilfe auf dieser Seelenwanderung vom geistigen Innen ins stoffliche Aussen anzunehmen.

Und dann kommt der nächste Schritt: der Auszug aus meiner Wohnung. Ich habe diese per 30.6. dieses Jahres gekündigt. Ich möchte auf den Weg gehen, raus ins Unbekannte, raus ins Nichts der Welt. Ich möchte räumen, Raum leeren, freigeben und Neuen schaffen.<sup>90</sup> Vorderrhand werde mit und bei meiner Frau Julia wohnen. Auf dem Weg dahin aber möchte ich für mehrere Tage an der Kunsthochschule mein provisorisches Lager aufschlagen. Ich weiss: Das Nichts da draussen hat etwas, will etwas von mir. Es möchte in einen «lebendigen Austausch» mit der verlassenen Leerstelle kommen, wo ich bisher meine Seele währte. Auf dass mehr Nichts in mir und mehr Fülle in der Welt wird. Der Prozess dahin wird kein leichter sein. Das Nichts sei mein Leidstern, mein Raum von Welt.

---

<sup>89</sup> Rosa

<sup>90</sup> vgl. Heidegger 9

## Literaturverzeichnis

Babington Hill, Roger: Depend on it. Roger Babington Hill's Thought for the Week, in: «the Friend», 02.05.2025, Seite 9

Borchardt, Katharina: Heil im Osten, Deutschlandfunk Archiv, 30.04.2008  
(<https://www.deutschlandfunk.de/heil-im-osten-100.html>, abgerufen am 13.04.26)

Eichel, Florian: Generation Selbsthass, in: «die Zeit», Nr. 47 / 2021, Seite 62

Gimpel, Anthony: Have or be. Anthony Gimpel's Thought for the week, in: «the Friend», 21.11.2025, Seite 9

Han, Byung-Chul: Sprechen über Gott, Matthes & Seitz, Berlin 2025

Hauenstein, Hansueli: «Suchst meiner Seele Herrlichkeit». Editorial, in: Die Kirchgemeinde-Beilage von «reformiert.», November 2022, Seite 1

Heidegger, Martin: Die Kunst und der Raum, Vittorio Klostermann, Frankfurt a.M. 2007

Fries-Schmid, Lukas: Hör auf zu helfen! Ohnmacht als Tor zum göttlichen Geheimnis, Echter Verlag, Würzburg 2022

Kermani, Navid: Der Schrecken Gottes. Attar, Hiob und die metaphysische Revolte, C.H. Beck, München 2005

Lebock, Sarah: Von der Grundstimmung als philosophischer Ausgangspunkt, in: «BloKK», veröffentlicht am 02.12.22 (<https://blogs.uni-paderborn.de/zekkblog/2022/12/02/von-der-grundstimmung-als-philosophischer-ausgangspunkt/>, abgerufen am 11.04.2026)

Liä Dsi: Das wahre Buch vom quellenden Urgrund, marixverlag, Wiesbaden 2014

Otto, Rudolf: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen, C.H. Beck, München 2024

Rosa, Hartmut: Welchen Spielraum haben wir noch? in: «die Zeit», 15.01.2026, Seite 43

Pollack, Detlef: «Mittlerweile muss man begründen, warum man noch in der Kirche ist», in: «die Zeit», 25.12.2025, Seite 29

Steiner, George: Martin Heidegger. Eine Einführung, Carl Hanser, München 1989

Wald, Carlotta: Bis die Welle bricht, in: «Zeit Magazin» Nr. 12 / 2026, Seite 19

Weil, Simone: Das Unglück und die Gottesliebe, Matthes & Seitz, Berlin 2024

Welte, Bernhard: Das Licht des Nichts. Von der Möglichkeit neuer religiöser Erfahrung, Patmos Verlag, Düsseldorf 1980

Wiegand, Jürgen: Erfolgreich planen im Bau- und Immobilienwesen, vdf Hochschulverlag, Zürich 2013

Žižek, Slavoj: Gott ist weder gerecht noch ungerecht: Er ist ohnmächtig, in: «Neue Zürcher Zeitung», 03.01.2018, Seite 29

## Anhang

### Tagebuch-Notizen

*13. März 2026*

Liä Dsi macht durstig auf einen Neustart. Ich bin ganz ruhig, konzentriert, meditativ.

Szenen des Nichts: Der alte Nachbar fährt mit seinem Elektro-Gefährt den Hügel hoch, und ich denke, das Neue, Schnelle, Bequeme schreckt mich. Keinen Kaufprozess wie diesen werde ich je machen können.

Ich liebe das Schreiben.

Ich sehe den Abschluss, ich sehe ihn! (ich in meinem Wohnzimmer in der Spinnerei, ich lade die anderen zu mir nach Hause ein, Katja ist da, Jules natürlich, Hauenstein und Brigitte sind auch da, und Dansi).

Nichts im TaiChi: Ich kann das nicht, alle anderen können es schneller, mein Körper ist zu steif dafür (es ist wie beim Kunststoff-Formenbau seinerzeit, beim Material allgemein, beim Tanzen wäre es auch so: Ich begehre es, ich liebe es und kriege es nicht zu fassen. Aber beim TaiChi will ich will ich will ich dranbleiben!)

*14. März 2026*

Ich glaube an einen abwesenden Gott. Ein abwesender Gott ist für alle da.

Ich bin voll damit ausgelastet, das, was ich sage oder schreibe, auch zu meinen.

*16. März 2026*

Eben hatte ich einen brillanten Gedanken, den ich unbedingt aufschreiben wollte. Dann hatte ich einen zweiten (der Traum, den ich einst hatte, mit der Depression, die wie ein Kind für mich war, das ich später als Kunst übersetzt habe) - und der erste entfiel mir. Die kleine Schreibeuphorie, die bereits von einer Überwindung der Angst zu künden scheint, zerbricht. Die Vergesslichkeit, die mir bescheinigt, wie stark der Organismus (Fuchs) arbeiten muss und Kapazitäten besetzt, um mit der grossen Angst fertig zu werden, ist voll noch da. Ich kann der Angst nicht entfliehen derzeit (Weil). Ich brauche sie auch für diese Arbeit. Ich atme tief und bin, bin präsent und ja, auch traurig. Von dem her: Willkommen zurück.

*18. März 2026*

Kampf mit der Frage, ob ich nach Ohnmacht als Tor... chronologisch mit der Entdeckung der Werkstätten weiterfahre oder doch mit Gott, mit dem Gott des Schreckens. Letzteres erscheint mir farbiger, unkonventioneller. Aber es ist eine Sackgasse. Mit jedem Satz würde ich die Anschlussfähigkeit an den Text überprüfen, es wäre ein formales Gebastel und Geknorze. Jetzt meine ich darin wieder eine insgeheime Sehnsucht nach dem Nichts zu verspüren, in das ich rein will statt es aus einer minimalen Distanz heraus zu beobachten und beschreiben, statt mir einen Schreibfluss zu gönnen. Ich will den Weg, der ins farbige Verderben geführt hatte, würdigen. Ich verneige mich in tiefer Dankbarkeit und Demut. Im Bewusstsein um den Abstand, den ich dazu, den ich zu Gott halten muss. Und gehe in diesem Gefühl, traurig und trotzig, weiter.

Ich fühle mich eingeklemmt zwischen dem Nichts und dem Sein.

19. März 2026

Ich liebe das Nichts wie Gott. Beide sind gleichermaßen unerreichbar. Je näher ich dem Nichts bin, desto eher brauche ich ein Etwas. Das Etwas misst sich nicht am grossen Ganzen, nicht an Gott, ist nicht Ausdruck der Nähe zu ihm. Das Etwas ist der Respektabstand, die Haltung der Demut vor dem Nichts.

Ich hinke allem hinterher, was mir widerfährt. Es ist spannend, aber nicht gestaltbar.

Ich sehe alles, entscheide nichts, warte auf dich.

An HH: Ein Begriff drängt sich mir auf nach der Diskussion über meine Präsentation an der Kunsti-Abschlussausstellung. Die Dringlichkeit. Ich vermisse sie, spüre sie noch nicht, was die Installation meines Zimmers in der Spinnerei angeht. Das fällt mir deshalb besonders auf, weil ich die Dringlichkeit des Textes, an dem ich derzeit schreibe, als stark wahrnehme. Was die Präsentation angeht, ist das nicht so. Es ist noch nicht alles da. Oder zu viel. Mein Zimmer erscheint mir zu wild, zu bunt, oder dann, wenn ich es grau einzufärben gedenke: zu kompliziert und zu gemacht. Spuren des Weitergehens: Menschen, Interaktivität, mehr sichtbares Nichts (ich muss den Ort sehen).

Ich möchte nur lesen und schreiben, lesen und schreiben, tagein, tagaus.

Ich warte darauf, dass Gott mir die Wohnung kündigt. Ich traue mir die Handlungen selber nicht zu. Und solange ich so denke, gehe ich einem metaphysischen Gott auf den Leim. Wie komme ich von ihm los?

Menschen und Meditation helfen, den metaphysischen Gott einzuholen. Er muss nur ergänzt, nicht ersetzt werden. Hilft ja nichts.

20. März 2026

Ich möchte gerne bei der Kunsti-Präsentation als «Experte für nichts» bezeichnet werden.

Lese in der «Zeit» von einer Extremsportlerin im «Whiteout», der beängstigenden Verschmelzung von Boden, Himmel und Horizont in der Schneewüste der Antarktis.

Ich sehe im Durchgang durch die Kunsti-Zeit so viele Kontinuitäten zu meinem gesamten Leben, zum Beispiel das immer wiederkehrende soziale Nichts, in das ich falle. So erkenne ich mich wieder, es macht das Nichts als Kontinuum in meinem Leben greifbar, was mich mir näherbringt. Und gleichzeitig führt das Kontinuum zu einer Desillusionierung. Es relativiert hohe Ideale, wonach ich mich auf eine Zukunft zubewege, in der ich irgendwann doch so weit in mir ruhe, dass ich auch gefahrlos in Gruppen geborgen eingebettet bin (obschon ich diese Zeiten auch erlebt habe). Das Hinterfragen der Ideale hat etwas Befreiendes - aber auch etwas Beängstigendes, wenn ich an mögliche Ferien in Cambridge denke, wo ich mich immer (oder vor allem zuletzt) einsam fühlte. Ich brauche ja Menschen. Dann muss ich mir eben in aller Bescheidenheit und Demut überlegen, wie ich an die rankomme. Letztlich geht es um die Hinterfragung einer zu hohen Erwartungshaltung, die zu Spannungen und Frustrationen führt.

Wenn wir das Nichts nie erreichen können, was ist nach dem Tod? Der Fall ins Nichts, wäre das nicht einem metaphysischen Gott geschuldet?

Was ich nach wie vor nicht verstehe: Ist meine Quelle des Nichts der Kontakt oder die Distanz zum Körperlichen? Meine Ängste vor dem Handwerklichen oder deren Überwindung?

Wie sehen Nichts-kompatible Städte aus? Mehr als Pärke, Bänkchen, Friedhöfe, die für etwas Ruhe im hektischen Treiben sorgen, das Nichts als gleichberechtigtes Element neben dem Etwas, Vielen, Immer-Mehr!

*21. März 2026*

Das Nichts ist Alles, abzüglich der verheerenden Illusion, es je zu erreichen. Das Nichts ist mehr als Alles.

Das Nichts ist mehr als Alles, denn es hat Etwas.

Das Nichts verlangt dir Etwas ab.

*22. März 2026*

Das Nichts ist nicht Alles, es hat Etwas.

*23. März 2026*

Abschlusspräsentation: Erstmals muss einfach etwas sein dürfen, daran arbeite ich, dieser Aussicht gehe ich entgegen, im bleibenden Bewusstsein um meine Heimat im Nichts, etwas darf sein!, dann wird sich dieses etwas konkretisieren, dafür bete ich (Betten!). daran glaube ich.

Ein Ort, an dem ich zwischenzeitlich mein Lager errichte, ist noch nicht wirklich ein Übergangsort. Das war der sich leerende Ort im früheren Elternhaus in Oberwil, wo ich so gern übernachtete.

*25. März 2026*

Ziemlich schreckliche Nacht, ich kann nicht einschlafen (finde das Gejammer zwar dumm, aber im Moment war es wirklich schrecklich). Ich mantraisiere wild drauflos, suche einen ritualisierenden Rahmen gegen die Angst, mit Gott, ohne Gott, Gebet, Gesang, alles, was mir in den Kopf steigt und einen Rhythmus ergibt. Dann, endlich um 1:20 steige ich aus, stehe auf, trinke einen Tee, lese. Und merke: Ich war im Nichts, das Nichts hatte mich, und alles, worum es ging, war, das Nichts vor mich hinzulegen, es anzunehmen, zu betrachten. Statt wälzend und mit Mantras mit ihm zu verschmelzen. Ich muss das Gegenüber des Nichts sein. Einen Respektabstand zu ihm einnehmen. Das Nichts ist ein Gott, der immer da ist und auf dem sich aufbauen lässt. Ich muss einfach – nicht immer einfach! - etwas machen, um mich, um es leben zu lassen, dann nährt es mich.

Immer wieder ein Vergleich zwischen Gott als Nichts und Gott als Alles: 1) Beim Einen ist jedes Tun ein Plus, beim Anderen nur wertlose Vergeblichkeit. 2) Ich messe die Welt nicht mehr am ganz weit oben, sondern am ganz weit unten...

Das Alles macht Nichts. Das Nichts hat etwas.

etwas machen! so wichtig! Dafür nicht mit dem Alles vergleichen, auf dem Nichts aufbauen.

Gott tut mir ein bisschen leid mit mir, was ich nicht alles von ihm erwartet habe und weiter erhoffe

*26. März 2026*

Ich hatte zu viel Alles gegessen. Dann hat es mich verschlungen.

Ahnungen der Veränderungsmöglichkeit, von Grund auf

Meditierend das weitere Programm justiert: Hauenstein-Mail erst morgen, nach Besichtigung Spinnerei, jetzt Kermani, nur anfangen, nur rein finden.

*27. März 2026*

Ich fühle mich, Gott, verwandt mit dir. Ruhe, wie du, wunschlos glücklich in mir, bin präsent im Hören und Sehen, Berühren und Benennen, und heillos überfordert in einer Welt des Wollens und Habens. Und dann, ja, ich bin nicht du. Ich kann nicht Nichts sein. Ich gehe in Distanz.

Leben aus dem Nichts: Möchte ihm nachgehen, möchte es nachspielen, werde es mitnehmen, wenn ich dich im Etwas schaue.

Ich warte sehnsüchtig auf das «Go» in die Welt. Es ist völlig egal, was es wäre, ich könnte putzen, pflegen, servieren, Hauptsache Vorhang auf, Hauptsache «Go». Seelsorge (Katja hat dort einen Job gefunden, früher auch für mich sehr erstrebenswert) ist es nicht, ich spüre ein überdeutliches No-Go.

Ich habe akzeptiert, dass hier alles um mich geht.

*28. März 2026*

Wenn die Angst kommt, zum Beispiel, dass ich diese Arbeit nicht fertig schaffe, meditiere ich. Ich suche im Nichts nach dem Etwas.

Etwas: Der Ohnmacht mit Vertrauen begegnen?

Nicht – wir sind noch nicht fertig miteinander! Ich kämpfe mit dir, will dir etwas abringen. Und habe Angst, von dir nicht mehr loszukommen.

Mami schenkt mir Witzbüchlein zu Ostern. Ich find's doof. Sie hat nen Punkt. Ich bin so humorlos geworden, ich muss fast lachen.

Warum mache ich eigentlich keine Performance? Das ist immerhin heuer eine Frage, kein apodiktisches «Das ist vorbei». Aber über verschiedene nützige Knallfrosch-Performance-Ideen (Ich sitze als Bettler da) lach ich mir schon einen Schranz.

*29. März 2026*

Livio schreit in seiner schwärmerischen Masslosigkeit ins Telefon. Ich erinnere mich, wie er mich in der Klinik besuchen kam und ich dachte: Er bringt mir eine Botschaft, einen Sinn. Da war nichts. Mittlerweile denke ich: Seine Masslosigkeit, seine überschwänglich-chaotische Art sind die Botschaft.

*2. April 2026*

Meine reiche, dunkle Innenwelt endlich, endlich zu Papier bringen. Ins Aussen tragen. Nicht, weil ich das Alles ersehne, mir Erfolg erhoffe. Einfach, weil sie dort draussen besser aufgehoben sind, weil ich mein Nichts von hier aus sehen und, ja, teilen will.

*3. April 2026*

Leben in einer funktionierenden Welt (Spital, Züge, ...) Faszinierend fremd...

Je tiefer ich eintauche in diesen Prozess der Umkehr, desto mehr erkenne ich meine Falschheit. Und desto mehr glaube ich an Wunder. Ich selbst bin gar nicht fähig, mich so umfassend zu verändern. Ich kann mich nur bereithalten.

Eben merke ich, wie ich mich über die beiden Jugendlichen im TGV gerne wieder aufgeregt hätte, weil sie immer wieder – leise – auf ihrem Handy Filmchen schauen. Dabei sind die mir Lehrmeister der inneren Stille. Früher wollte ich die Leute zur Stille bekehren. Heute mich im Umfeld unvermeidlichen Lärms. Die Geräusche haben nichts zu bedeuten. Ich sollte vielleicht selber wieder mehr unbedeutenden Lärm veranstalten.

Im RER sagen sie die Stationen auch auf Englisch, Spanisch, Deutsch an. Auch in der TGV-Bar sprachen alle mit allen auf alle Sprachen. Schade, dass wir so immer weniger transformierende Fremdheitserfahrungen machen! Aber das sage ausgerechnet ich, der die Fremdheitserfahrung der Kunst

mit aller Kraft von sich stiess. Ich habe es nicht geschafft, sie anzunehmen und mich in ihrem Spiegel neu sehen zu lassen...

Die Welt ist grad gar nicht mehr so eigenartig anders in der Fremde, sie ist ja überall gleich fremd. Ich vergleiche mich heuer weniger mit dem, der stets das Andere im Ausland umarmte und mutig anpackte, und dem, der das jetzt nicht mehr kann. Unbeholfen kann ich überall, zuhause oder in London.

#### *5. April 2026*

Die Grossfamilie meiner Frau funktioniert wie ein gut geschmiertes Zahnrad. Einer hält das Baby hoch, die andere zieht die Hose runter. Einer füttert, die andere putzt das Babytischen. Dann ist das Baby bereits in den Armen des Grossvaters. Man hilft einander. Ist höflich, spricht sich Lob und Mut zu. Gibt sich Informationen weiter. Die Kinder kopieren soziale Verhaltensweisen voneinander. Empathie und Effizienz. Ich kann nur beobachten und staunen, ohne ein Teil davon zu sein, ohne es eifersüchtig zu entwerten. Meine Frau ist mit ihrem Urvertrauen ein Kind ihres familiären Kosmos, der sie trägt und notfalls auffängt. Ich falle bei Sturm ins Leere.<sup>91</sup>

Menschen in Grasmere ziehen an mir vorbei, mit ihrer Wander-Funktionskleidung, den Kindern und Hunden, den Handys und den Sprüchen über das Wetter oder den herzigen Buchladen ahead. Es ist zu viel. Macht einsam und tut weh. Und lässt mich doch auch ein bisschen kalt. Repräsentieren die Menschen das pralle Leben, vor dem ich Angst habe? Oder das heideggersche «Man»? Beides. Ich habe keinen Zugang zur lebensbejahenden und gedankenlosen Kauffreude der Menschen. Schon normalerweise brauche ich lange, um mich materiell mit dem Nötigsten an Kleidung oder dem aktuell Erforderlichen an Elektronik einzudecken. Jetzt, da das Nichts laufend über mich kommt, bräuchte es eine Energiesonderleistung, die aufzubringen ich nicht die Kraft habe, um dergestalt zu den meisten Menschen dazuzugehören. Und, ja, ich möchte es auch nicht. Ich möchte mich nicht scheitern sehen. Das Nichts ehren und nicht verraten, was mir so unheimlich nahe geht.

#### *6. April 2026*

Ständig funkt die Realität in Texte herein, ständig stört sie vermeintliche Synthesen, die sich's gerade bequem gemacht haben.

#### *7. April 2026*

Ich rieche meine Angst überall. In überschwänglichen, «manischen» Phasen, habe ich mein Ich zu einer stolzen Trutzburg ausgeweitet und die als bedrohlich wahrgenommene Welt offensiv abgewehrt, angeschrien, in die Flucht treiben wollen. In der Depressivität verstecke ich mich defensiv vor der gefährlichen Welt. Ich raune mir automatisiert zu, die Welt nicht zu erreichen, Schritte auf dem Weg zu einem funktionstüchtigen Lebensniveau nicht zu schaffen.

Jedes Trotzdem, jedes Mitgehen mit der Welt, ist ein Gebet, ist ein kleiner Triumph. So auch diese Ferien mit der Grossfamilie meiner Frau. Ich habe es geschafft, ich habe die Angst vor dem Untergang durchschritten und bin heil herausgekommen. Zumindest physisch bleib ich präsent, bin mitgewandert, kann jetzt gut und ein bisschen zufrieden mit mir alleine sein.

Ich hätte das Zeug zum Comedian. Titel für mein Bühnenprogramm: I fear allright. Der Untergag.

---

<sup>91</sup> vgl. Seelig, Lisa. «Schwäche kann auch ein gehöriges Mass an Souveränität hervorbringen». Interview mit Samuel Koch, Die Zeit Nr. 14, 26. März 2026, S. 57

### *8. April 2026*

Ich bete heute immer mal wieder, ich bete und glaube fest daran, dass Gott als Abwesender mein Gebet nicht hört, ich bete und mein Gebet wird leichter und ich lächle vergnügt.

Die Schöpfung wird in der Verlorenheit einfach immer schöner.

### *9. April 2026*

Wie, muss ich wirklich alles selbst machen? Einfach von mir aus wieder ins Leben springen, um wieder ein Leben zu haben? Alles allein, ohne wunderwirkenden Gott? Möchte mich verkriechen. Oder geht es doch halbe-halbe, ein bisschen selber machen, ein bisschen Gott als Nichts als Boden, ein bisschen Hilfe nach Selbsthilfe...?

Müde, entrückt, staubig nach einem Tag, an dem ich den vorhergehenden, relativ guten Tag kopieren wollte. Ging nicht. Immerhin wusste ich: So kann ich nicht schreiben, das geht in die Hose. So kaufte ich Schuhe. Super durchschnittliche, dunkelblaue Man-Halbschuhe für 90 Pounds. Ich liebe sie. Dann Taichi, auch ganz ok. Körper statt Geist. Jetzt versuch ich zu schreiben.

### *10. April 2026*

Keine gute Nacht, ich wache auf und bete das Bruderklusengebet und meine es ernst, finde irgendeine Art Heimat, Boden, in der Not, in dir Gott. Einmal geht das Gebet an einen Abwesenden, es geht mir besser, es fühlt sich leicht und gut an, dann das heutige, und es fühlt sich schwer, aber echt und notwendig an, was denn nun, was denn nun? Beides. Gott als Abwesender und als Anwesender, Gott als Geheimnis, amen.

Und eben wieder gemerkt: Ja, das «Man» ist wichtig, die Wertschätzung der anderen, aber ich kann mich nicht aus dem Spiel nehmen, darf mich nicht aufgeben, nein, nein, ich bin auch wer, bin auch Teil der Schöpfung, wann kann ich wieder zu mir stehen, der Serviertochter in the Crown sagen, dass ich ihr gesagt hätte, ich wolle Sauerteig-Toast, statt mich von ihr höflich zusammenstauchen zu lassen, ich hätte falsch bestellt, wann kann ich wieder, wann wann wieder zu mir stehen, zu meinen Bedürfnissen, wann kann ich die Angst besiegen, es ginge dann nur um mich, ich würde egoistisch, narzisstisch, manisch werden, wo finde ich das Gleichgewicht, wo, wo, wo?

### *11. April 2026*

Ich bin so weit weg von allem und allen, so leer, es gibt keine Perspektive, heimkommen aus England ist es nicht, in eine Wohnung, die bald nicht mehr meine ist (in meine Wohnung, die auseinanderfällt, wäre es auch nicht), dann noch heim in eine Welt ohne Jules. Wie kann aus dem Nichts etwas werden, wenn alles, was ist, zerstiebt wie Sand? Gott, Gott, ich brauche dich, heute schaffe ich es nicht allein, ich schaffe, es nicht allein, hilf mir bitte, ich versuch mir ja zu helfen, du siehst es, immer wieder, aber ich fühl mich so elendiglich verloren, so alleine, so geschlagen, Gott, Gott, komm mich bitte, bitte in meinem Nichts besuchen, lass mich nicht allein.

Schreiben schafft ein bisschen Verbundenheit, ja.

Und ja, mit dieser Arbeit am Ende immer mehr ins Etwas zu gleiten, wäre auch ein bisschen kitschig. Es wird immer so weiter gehen, es gibt Tage, an denen ich aus dem Nichts heraus etwas mehr mag, und dann Tage, in denen ich aus dem Etwas ins Nichts falle, ich kann den Prozess nicht selber steuern.

### *12. April 2026*

Gottesdienst heute morgen in der Franziskanerkirche: ich singe, jauchze mit, die Oster-Predigt («Gott ist im Nichts des leeren Grabes», «der Auferstandene bleibt der Gekreuzigte») geht mir

überraschend nahe. Ich merke aber auch: Das Pompöse des christlichen Glaubens, der Eingriff von aussen, die Auferstehung, sind mir heuer fremder geworden. Der ostasiatische Ansatz des unaufgeregten Leerwerdens liegt mir näher. Aber ich kenne das christliche Pathos aus eigener Erfahrung, ich kann es als vergangen für wahr halten und feiern. Beides steht gleichberechtigt nebeneinander, das althergebrachte und die aktuelle Trauer über Leere und Nichtigkeit. Ich muss nicht entscheiden, was richtig und was falsch wäre. Wie schön!

*13. April 2026*

Caravaggios Bild «Der ungläubige Thomas» vom Gottesdienst von gestern liegt immer noch auf dem Küchentisch: Ich staune über einen Gott, in dessen Fleisch mein Finger steckt. Ein Gott, der sich ein bisschen naiv mit den Menschen zusammen über das widerständige Leben wundert.

Alles ist Ablenkung. Das Joggen mit Beni war Ablenkung, und es tat gut, es spielt in der Realität der Beziehungen, der Natur, der Welt. Das Schreiben ist Ablenkung vom Nichts, das ist gut, aber das Geschriebene hat keinen eigenen, inneren Wert. Es suggeriert einen Boden und Halt, den es nicht gibt. Auch das Joggen ist nicht nachhaltig, aber es ist, was es ist, verlangt keinen höheren Wert. Ich glaube, ich muss raus in die Welt.

Am Ende beginne ich zu stottern, vielleicht, weil ich kein Ende von dieser schönen Ablenkung möchte, vielleicht, weil ich merke, wie wenig das Nichts letztlich dingfest gemacht werden kann und wie wenig es insgesamt bedeutet. Ich will hier nur noch heil rauskommen.

Das Nichts kann nur getan, nicht geschrieben werden.

*wie sie ist*

und wenn ich  
wieder merke  
wie ich mein Nichts  
in die Welt verstreuen möchte  
wie ich fliehe vor dem Nichts in mir  
in ein veräusserlichtes Nichts der Welt  
dann möchte ich mich genau dem  
was mir da draussen erscheint  
zuwenden  
es liebevoll  
in mich aufnehmen  
die Welt vom Schleier des Nichts befreien  
selbst immer nichtiger werden  
und dann vielleicht  
beginne ich  
eines Tages  
die Welt zu sehen  
wie sie ist

*14. April 2026*

Das Konzept von Inklusion habe ich erst verstanden, als es mich einzuschliessen begann. Und vielleicht ist das meine Beeinträchtigung. Ich arbeite daran.

*16. April 2026*

Das Nichts ist mein Leidstern, mein Raum von Welt.

Riesige Angst heute Nacht wegen dem bevorstehenden Auszug. Dann merke ich, wie die Angst einem Gott des Seins entspricht, einem stabilen Ja-Nein-Gott, den ich vermeintlich haben kann. Und dann begegne ich dem Gott des Gehens und des Tuns, einem Gott, der sich bewegt und den ich nicht zu fassen kriege, und ich weiss: genau so ist Gott. Der Abstand macht unsere Beziehung aus. Er entzieht sich mir immer, und zieht mich mit, zu Tun und Gehen. Ich bin zwei Stunden wach. Endlich stehe ich auf, trinke einen Tee. Und schlafe nach 6:00 noch einmal ein, danke!

*18. April 2026*

Und irgendwann, irgendwann, werde ich mein Nichts wieder sich selbst überlassen.

*August 2025*

Lieber Peter, liebe Sabine, liebe Elisabeth, liebe Dozierende des Master Kunst

Ich habe mich entschlossen, mich aus dem Masterstudiengang zu verabschieden.

Ich bin einerseits sicher an meinen eigenen hohen Ansprüchen gescheitert. Ich wollte mit meiner Kunst die Welt verändern, Unmögliches möglich machen, Utopien realisieren - darunter ging es bei mir nicht. Am augenfälligsten war dies im Herbstsemester letzten Jahres, als ich vor Energie sprühte und mein dementsprechendes Masterabschlussgrossprojekt anging, in dem ich ein Hochhaus in Bewegung bringen wollte. Ich nahm mir die Hinweise Peters zu Herzen, das Projekt als Prozess zu verstehen und nicht auf ein sichtbares Resultat fixiert zu sein. Doch die Hoffnung auf ein kunstreligiöses Spektakel setzte im Hintergrund Druck auf, womit ich den freien Fall wohl provozierte. Der Aufprall tat richtig weh. Die darauffolgende Depression vertrieb meinen Glauben an mich und die Kunst.

Das Studium hat mir vieles abverlangt. Ich bereue nicht, es versucht zu haben, aber ich muss mir eingestehen, dass ich mich nicht mehr aufraffen kann, es noch einmal zu versuchen. Ihr wisst, dass mir die Struktur immer eher zu lose, zu beliebig war. Vieles war spontan, fluide, dem Anspruch geschuldet, es möglichst allen recht zu machen, mit dem Resultat, dass vieles noch diffuser wurde. Kaum jemand wollte verbindliche Vorgaben machen geschweige denn Chef sein; alles sollte ausdiskutiert werden, was auf die Dauer ermüdend war und zur Folge hatte, dass am Ende erst recht alle zu den «Chefs» schauten und sie mangels verbindlicher und bewährter Strukturen doch wieder entscheiden mussten. Die Energien, die in den Gruppenfindungsprozessen draufgingen, fehlten dann anderswo, zum Beispiel bei einer sorgfältigen Didaktik von Lerninhalten.

Ich konnte mit diesem Chaos schlecht umgehen. Auch zu viel Offenheit, zu viel Freiheit kann beengend sein, für mich war es auf alle Fälle so. Das hatte natürlich auch mit mir zu tun: Ich nahm vieles, was für mich schwierig war, zu ernst, hatte keine Distanz dazu. Andere waren darin deutlich besser. Sie konnten sich informell verbandeln, fanden leicht ihre bevorzugten Kontakte zu Dozierenden. Mir fehlte dafür mitunter die Mitte zwischen wohlwollender Nähe und professioneller Distanz der Dozierenden, manchmal auch das Vertrauen. In Diskussionen, als ich manchmal Minderheitspositionen einnahm, die vielleicht etwas weniger postmodern und woke waren wie die der Mehrheit, vermisste ich Dozierende, die ein Gespräch moderierten, die zum Zweck einer lebendigen Debatte auch mal ein Argument stark reden konnten, das nicht ihrer eigenen Ansicht entsprach. Davon fühlte ich mich eingeschüchtert und eingeengt. Und dass ich Monate nach einer Semesterstartpräsentation von dir, Monika, beiläufig hörte, dass dich ein von mir wiedergegebener Traum geärgert hat, weil du darin gefragt hattest, wer das Protokoll schreibe, fand ich richtig verstörend. Das macht mich heute noch hässig, das sind keine Konfliktlösungswege, die einer Hochschule würdig sind.

Ich kam künstlerisch als noch ziemlich unbeschriebenes Blatt an die Kunst, hatte keine Beheimatung, keinen Stallgeruch und fühlte mich entsprechend verletztlich. Eine Form der geförderten Zusammengehörigkeit anhand unserer Lerninteressen hätte da schon geholfen, eine Gruppe, die nicht nur inhaltlich, sondern auch methodisch an den gleichen Fragen herumlaboriert hätte. Aber leider gab es weder so etwas wie eine Installations-Gruppe noch eine Performance-Gruppe, in der

um überzeugende, stimmige, funktionierende Performances gerungen worden wäre, ein Ort, wo man systematisch handwerklich etwas hätte lernen können. Das war mit ein Grund, warum ich mich je länger je mehr den Werkstätten zuwandte.

In den Werkstätten fand ich zwischenzeitlich eine Leidenschaft, einen Lerneifer in einer Welt, die mir ursprünglich ziemlich fremd war (als Kind war ich immer der mit den zwei linken Händen). Auch da stiess ich früher oder später an eine Grenze. Niemand hatte verständlicherweise auf den Master-Studenten gewartet, dem man zuerst zeigen musste, wie man einen Faden in eine Nähmaschine einfädelt. Ich fühlte mich dumm (hätte wohl lieber den Vorkurs gemacht, dachte ich mehrfach). Das führte im Verbund mit den anderen Problemen im Studium dazu, dass ich 2023/24 pausierte. Die Pause tat mir gut. Ich machte verschiedene handwerkliche Kurse ausserhalb der Kunsti, lernte, dass ich bei entsprechendem Tempo und ohne den Druck, gleich kreativ sein zu müssen, doch Lernschritte absolvieren konnte. Am Ende meines Beurlaubungsjahres fragte mich dann, ob und warum ich wieder in die Kunsti einsteigen sollte. Ein Freund meinte, ich solle meine handwerklichen Suchbewegungen zurück an die Kunsti tragen, inklusive Dokumentation der Chnörze und Erfolge. Die Idee berührte mich. Ich kam zurück. Im Entscheidungsprozess, welches Master-Thesis-Vorhaben ich anpacken wollte, entschied ich mich aber dann doch für die raumgreifende Aktionskunst. Ich dachte, damit kehre ich eher zu meiner künstlerischen Herkunft zurück.

Vielleicht wäre das handwerkliche Projekt aber noch mehr für meinen Ursprung gestanden: Für das Zusammenspiel aus Zweifel und Begeisterung, für Erdung, Reflexion und Gebet. Wer weiss, vielleicht hätte mich die grosse Krise nicht ereilt und vielleicht wäre ich noch im Studium... Hätte, wäre, Walderdbeere. Jetzt aber ist es Zeit zu gehen.

Danke für alles wohlwollend Fremde!

Lieber Gruss  
Remo

Wie man lernt, Ferkel zu sezieren<sup>92</sup>

Ich will meine Schaukelstühle zurück,  
solipsistische Sonnenuntergänge,  
& Küsten-Dschungelgeräusche, die aus Zikaden-Terzinen und aus den haarigen Beinen von Kakerlaken im  
Pentameter bestehen.

Ich habe Bibeln an Secondhandläden gespendet  
(sie in Plastikmüllsäcken mit einer säurehaltigen Himalaya-Salzlampe zermalmt –  
die Bibeln nach der Taufe, jene, die an Strassenecken aus den fleischigen Händen von Eiferern gerissen  
wurden, die vereinfachten, leicht lesbaren, parasitären Exemplare):

Ich erinnere mich mehr an den glatten Gummigeruch der Hochglanzbilder in Biologiebüchern; sie brann-  
ten die Haare in meinen Nasenlöchern,

& Salz & Tinte, die auf meine Handflächen abfärbten.

Unter Mondfetzen um zwei Uhr fünfundvierzig morgens lerne & wiederhole ich

Ribosom  
Endoplasmatisch—  
Milchsäure  
Staubblatt

im IHOP an der Ecke Powers und Stetson Hills—

ich wiederholte & kritzelte, bis es sich seinen Weg bahnte & irgendwo stagnierte, wo ich nicht mehr hin-  
zeigen kann, vielleicht in meinem Bauch—

vielleicht ist dort zwischen meiner Bauchspeicheldrüse & dem Dickdarm der winzige Bach meiner Seele.

Es ist das Mass, an dem ich nun alle Dinge messe; scharfkantig & zersplitternd aus Wissen, das einst ruh-  
te, ein Tuch gegen die fiebrige Stirn.

Kann ich beides zulassen? Diesen wankelmütigen Glauben und diese Hochschulwissenschaft, die von  
hinten im Klassenzimmer stichelt

jetzt kann ich nicht glauben—  
dass die Bibel und der Koran und die Bhagavad Gita mir lange Haare hinter das Ohr streichen, wie Mama  
es früher tat, und aus ihren Mündern hauchen: „Mach Platz für das Staunen“—

all mein Verständnis tropft mir vom Kinn auf die Brust und lässt sich zusammenfassen als:

das Leben ist lediglich

Eizelle und Spermium  
und wo diese beiden sich treffen  
und wo sich diese beiden treffen  
und wie oft und wie gut  
und was dort stirbt.

*Renée Good*

---

<sup>92</sup> englische Originalversion: <https://poets.org/2020-on-learning-to-dissect-fetal-pigs>, abgerufen am 17.04.2026, Über-  
setzung mit deepl.com